

GRÜNER LORBEER  
AUTORENREISE BERLIN Team 4 P

Redaktion:

Team GRÜNER LORBEER, Madeleine Lienhard, Katja Baumgärtner; Mitarbeit Helga Bieser

ECKENROTH STIFTUNG für Medienkultur seit 1993

Gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Heilbronn

[www.eckenroth-stiftung.de](http://www.eckenroth-stiftung.de)

©copyright eckenrothstiftung 2004

## DANKSAGUNG

Die ECKENROTH STIFTUNG dankt den Sponsoren, die dem schreibenden Nachwuchs intensive Lernprogramme wie diese Autorenreise ermöglichen.

Der Dank geht auch an die Verantwortlichen des JMB für das Privileg, das Museum schreibend in Besitz nehmen zu dürfen.

Der Dank gilt den Verantwortlichen von Babelsberg für das Privileg, Einblicke hinter die Kulissen der Welt des Films zu bekommen.

Die aufmerksame Freundlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im JMB, in Babelsberg und im MoMA hat die Arbeit der ES erleichtert und bereichert. Die Eindrücke und Erfahrungen erweitern den Horizont und wirken nachhaltig.

# Autorenreise Berlin 2004

## WAS?

Reichstagskuppel, Sonycenter  
Jüdisches Museum Berlin  
Deutsches Theater  
Babelsberg Filmstadt  
Theater des Westens  
MoMA

---

## WER?

TEAM 4 P

Yue – Ying Wu, 16 Jahre, Quereinsteigerin 2000

Sybilla Hirschhäuser, 15 Jahre, Quereinsteigerin 2001

Malwina Ulrych, 15 Jahre, Preisträgerin 2002

Franziska Holzapfel, 16 Jahre, Preisträgerin 2002

---

## WARUM?

Mache Dir Deine eigenen Eindrücke, tausche Dich nicht mit den Kolleginnen aus, denke in Ruhe nach, mache Dir Notizen, zieh Dich zum Schreiben zurück. Schreibe Deine Erfahrungen und Erlebnisse auf.

# BRAUNE KRÜMEL

Franziska Holzapfel

Mein Bauch ist ein Ballon. Weit aufgepustet, gleich werde ich platzen, ich habe mich gefangen nehmen lassen, ohne, dass ich es gemerkt habe. Irgendwie ist nichts drin im Ballon, nur Luft. Doch diese **spannt** meinen Körper an, füllt ihn aus, quetscht sich schon zu den Augen heraus, weil die Nase ein zu kleines Ventil ist.

Rostbraune, mehr oder weniger runde Platten, aus denen Augenlöcher, Mund und Nase ausgeschnitten sind.

Der Hohlraum ist kalt, die Masken liegen dort wie Steine am Boden eines Brunnens.

Mein Gehirn sagt: „Los! Geh über sie drüber. Mach schon!“

Doch mir fehlt der wahre Wille, der meinen Fuß wirklich in Gang setzt.

Der Luftballon schwillt weiter an und meine Augen werden feucht. Langsam wird mir alles klarer und klarer.

Ich kann es nicht rückgängig machen, kann es nicht ignorieren - kann nicht neue Erkenntnisse über die Judenverfolgung herausfinden - kann nichts anderes tun, als dieses Gefühl in mir zu beschreiben.

Die anderen gehen darüber.

Alle drei verändern ihren Gang.

Das laute Klingen erfüllt den Hohlraum.

Ich schließe die Augen und bin schlagartig in einem Maschinenraum. Blut schießt mir in die Wangen und ich versuche, es zu begreifen, aber es klappt nicht.

Das Klingen wird lauter, Getöse, metallisches Gebrüll.

Sie gehen vorsichtig über die Masken, achten darauf, wo sie hintreten. Wenn die Platten auseinander gleiten, zucken sie zusammen.

Ich kann nicht. Ich kann nicht auf sie steigen, es geht nicht.

„Das ist doch bescheuert, es ist komplett bescheuert. Das sind nur Metallplatten, merkst du das denn nicht?“, denke ich verzweifelt. Über meinen Augen hat sich eine steile Falte gebildet. Es gibt keinen rationalen Grund, wieso ich nicht auf sie steige. Ich habe nicht Angst, auszurutschen, ich habe nicht Angst, hinzufallen, ich habe auch nicht die Befürchtung, dass mir oder irgendjemandem durch mein Besteigen der Platten körperliche Schmerzen zugefügt werden.

Wirklich nicht?

Verdammt, das sind nur Metallplatten!

Aber geht es denn nur um diese Metallplatten? Wer kann denn nicht darüber gehen?

Ich.

Um mich geht es auch. Durch diese Platten werde ich sensibel, kann leichter angegriffen werden. Ich habe mir keine Szenarien ausgedacht, wie es im jüdischen Museum für mich werden würde, ich habe auch kein bestimmtes Gefühl gehabt, als wir auf dem Weg dorthin waren. Doch mit jedem Schritt durch diese schiefen Räume, mit jeder architektonischen Spielerei mehr baut sich der Wille in mir auf, mich herauszuhalten. Mich aus der Geschichte herauszuhalten.

Das klappt jetzt nicht mehr.

Diese Platten verändern mich, wenn auch vielleicht nur für den Moment, in dem sie mich gefangen halten.

Was danach kommt, weiß ich nicht.

Die Platten sind wie ein Schlüssel, der etwas in mir aufschließt und etwas anderes herauslässt. Ich habe Angst, dieses Etwas herauszulassen.

Betrete ich die Platten deshalb nicht? Was ist dieses Etwas? Bröckelt der Schutzwall und werde zerbrechlich?

Wird das alles durch Metallplatten ausgelöst, die dort vor mir aufeinander in Scharen liegen?

Oder von meiner Phantasie, die diese Platten in echte Gesichter verwandelt?

An mir vorbei gehen drei Mädchen.

Blond, blond, brünett.

Zopf, offen, offen.

Handtasche, Handtasche, nichts.

Sie fassen sich bei den Händen und betreten das Laub. Sie verändern ihre Gehweise nicht. Es kommt mir fast wie ein Trampeln vor. Sie stolzieren über die schreienden Münder, über die aufgequollenen Augen.

Ich knie mich hin. Wortlos. An den Rand, die Schnittstelle.

Nehme vorsichtig eine Platte in die Hand. Als wollte ich das Gesicht, das zu ihr gehört, trösten.

Ich kann nicht auf diese Platte treten, aber ich kann sie hochheben, ich muss es tun, weil mich der zerbröckelte Wunsch, mich aus allem herauszuhalten, dazu zwingt.

Sie ist schwerer als ich dachte, ich umfasse sie mit beiden Händen, starre in die leeren Augenhöhlen.

Unter ihnen gebranntes wulstartiges Metall. Es sieht aus, als wären es Tränen. Der Mund ist ein runder, ausgeschnittener Hohlraum. Die Ränder sind scharfkantig.

Ein dumpfes Klopfen in meinem Kopf. Dort drin ist alles dunkel, modrig, ein bisschen feucht.

Ein scharfer Geruch gelangt in meine Nase. Für einen Moment schießt mir der Gedanke durch den Kopf, wie es in einem dieser Menschentransporter gewesen sein muss.

Menschen, die nicht wissen, wo sie ihre Notdurft verrichten sollen, Angstschweiß, Dunkelheit, Abschottung, Einsamkeit! Einsamkeit unter so vielen

anderen Menschen. Hoffnungslosigkeit! Vollkommene Stille unter einem ständigen Geräuschepegel!

Alles dreht sich. Schneller und schneller und ich beginne zu wanken.

Aber wie kann ich mir einbilden, mir das vorstellen zu können? Besitze ich wirklich die Unverfrorenheit, zu sagen, ich könne mir vorstellen, wie es gewesen sein muss? Ich, die ich nachher auf meinem kuscheligen Hotelbett sitzen, aus meinem Discman Musik hören und nachdenken werde?

Ich gehe in meiner Vorstellung an die Grenzen meiner Vorstellungswelt und sehe das als die vergangene Wirklichkeit an?

Aber was täte ich anderes? Ich habe es nicht erlebt, ich kann keine Ahnung haben, wie es war. Und was soll ich stattdessen tun? Soll ich es ignorieren oder aussperren? Das klappt nicht mehr!

Ich kann sie nur noch als Warnung nehmen. Als Klingel, die in meinem Kopf schrillt, damit ich in meiner gegenwärtigen Welt keine Menschen in Transporter verbanne.

Ich lege die Maske mit einem leisen Klicken zurück.

Meine Hände sind mit braunen Streifen übersät.

Ich reibe meinen Daumen fest darüber. Ich rieche daran. Metallgeruch. Nachhaltig und stechend. Ich sehe auf all die Masken am Boden.

Mein Blick zieht sich krampfartig zusammen, meine Hände sind schon längst kalt und schweißnass.

Die grauen überdimensional hohen Wände mit schroffer Fassade türmen sich vor mir auf, quetschen mich zusammen, nehmen mir jede Luft zum Atmen. Der entstandene Raum ist kein Quader, kein Würfel, keine symmetrische dreidimensionale Figur, die geordnet ist.

Der Raum ist hoch. Die kratzigen Wände bilden eine Art geordnetes Chaos, der entstandene Körper ist keine Figur, für deren Berechnung man eine Formel in einer mathematischen Formelsammlung fände.

Trotzdem ist sie geordnet, Wände bauen sich in verschiedenen Winkeln zu ihr zusammen.

Immer schneller reibe ich meine Handflächen aneinander.

Die anderen kommen zurück. Die Streifen haben sich fast vollständig in braune Krümel verwandelt, die ich von der Hand streife.

Das Gefühl.

Bleibt.

# Der Garten des Exils

Sybilla Hirschhäuser

Jemand zieht die schwere Tür auf und hält sie. Ich gehe nach draußen. Die kühle Luft schlägt mir entgegen, aber nicht unangenehm, sondern eher erfrischend. Die Sonne ist hinter einer Wolkenschicht verborgen, doch das merkwürdig gedämpfte Licht blendet mich trotzdem. Ich kneife die Augen zusammen. Drinnen war es dunkler, wärmer.

Die anderen, die mit mir herausgekommen sind, habe ich aus den Augen verloren. Ich sehe mich nicht nach ihnen um, will sie auch gar nicht finden. Das hier muss ich alleine machen, ich weiß es.

Ich mache den ersten Schritt.

Plötzlich zieht es mich nach links, nach unten.

Ich stolpere zwei Schritte in die Richtung, ohne zu wissen, warum und kann mich dann fangen.

Was war denn das? Ein Sog geht von dieser Ecke aus, ein unheimlich starker Sog. Der Boden ist schief, wie fast alles im Jüdischen Museum, das sehe ich. Aber das kann doch nicht nur Schwerkraft sein, die mich so vom Weg abtreibt. Unsicherheit macht sich in mir breit.

Ich sehe von der Ecke weg, blicke auf. Meterweit ragen die massiven Betonsäulen vor mir in die Luft. Klobig. Bedrohlich. Unheimlich. Alles ist grau, sogar der Himmel. Als ich hinaufschaue, sehe ich knorrige Gewächse auf den Spitzen der Säulen. So knotig, so kantig. Wie Stacheldrahtzaun.

Auf einmal fühl ich mich winzig klein und unwichtig und so unvorstellbar machtlos. Was kann ich schon ausrichten gegen diese Masse.

Ich gehe los, strenge mich an das Gleichgewicht nicht zu verlieren und betrete einen der Gänge zwischen den Säulen. Wieder der Blick nach oben. Stacheldraht. Stacheldraht wie auf Gefängnismauern. Mauern, die zurückdrängen. Draht, durch den Strom fließt.

Bäume. Es sind nur irgendwelche Bäume. Nicht im Geringsten beruhigt gehe ich weiter, wende mich nach rechts, nach oben. Es ist schwer. Die Kühle



verwandelt sich in Kälte, der Sog wird stärker mit jedem meiner Schritte. Es wäre so leicht, mit dem Strom zu schwimmen, sich einfach treiben zu lassen. Nicht mehr anstrengen. Nicht mehr nachdenken. Sich ziehen lassen von der Kraft der Erde, es wäre so leicht.

Aber ich kämpfe mich weiter.

Ich will mich weiterkämpfen.

Ich strenge mich an und versuche mich gegen den Strom zu stemmen. Ich will nach oben kommen. Ganz nach oben.

Ich schaffe es nicht auf einmal.

Ich muss mich fallen lassen, nach hinten, der Druck wird zu stark. Ein schneller Schritt zur Seite, da ist die Säule. 49 Säulen, die mich halten, die mich ausruhen lassen. Sie lassen die Kampfgeister wachsen, weil sie wachsen. Bäume auf ihnen. Knorrige Bäume. Stacheldrahtzäune. Vor mir sehe ich nur grau.

Ich habe Luft gehabt und gehe weiter. Ein Stück, ein paar Schritte, bis der Sog zu stark wird und alles wackelt. Nichts stimmt mehr. Wieder zur Seite. Ich lehne mich an eine Säule, schließe die Augen, sammle die Ruhe. Dann weiter. Wie viele Säulen sind es noch? Fünf oder zwei? Ich weiß es nicht. Ein weiter Weg, ich habe die Übersicht verloren. Meine Bewegungen sind mechanisch geworden. Ein Schritt nach dem anderen, ich setze einfach einen Fuß vor den anderen. Ich blicke zu Boden. Es ist immer das gleiche Bild. Ich gehe immer weiter, warum ich das tue, habe ich vergessen, es ist auch egal. Noch ein Schritt und noch einer und ...

Plötzlich bricht alles auf. Freiheit links und rechts. Luft, endlich wieder atmen. Das Licht ist hell trotz der Wolken. Ich drohe nach vorne zu fallen, doch es macht nichts. Alles ist losgelöst in mir, um mich herum. Schönheit, Wahrheit, Freiheit. Vogelgezwitscher. Dabei habe ich doch nur die Säulenreihen verlassen.

Ich wünschte, ich könnte länger hier bleiben, ich will an diesem Ort verweilen, wo plötzlich alles so offen ist. So offen und einfach. Aber ich habe nicht viel Zeit, also drehe ich mich um, um wieder zurückzugehen. Ich werde weggerissen, gewaltsam.

Ich dachte, es wäre einfacher zurückzugehen, als ich gerade nach oben gestiegen bin, doch das ist es nicht. Ich habe das Gefühl, dass mir jemand ein

Bein stellt. Gerade weil es so leicht ist bergab zu gehen. Ich gehe, ich laufe, ich renne, überschlage mich in der Hast. Mein Drang endlich hier rauszukommen verwandelt sich in Bedrängnis. Meine Beine verheddern sich. Ich spüre ein klammes Gefühl in der Brust. Wenn ich falle, falle ich tief. Wieder die Säulen, die mich halten, doch diesmal frontal. Der Sog wird zu stark. Ich habe Angst zu fallen, Angst davor mit dem Gesicht gegen die Kante der Säule vor mir zu stoßen. Im letzten Moment strecke ich meine Hände aus und stütze mich gegen die Säulenwand. Sie ist glatt und kühl. Beruhigend. Unerträglich.

Plötzlich wünsche ich mir zu stürzen.

Ich wünsche mir den körperlichen Schmerz, der mich ablenkt von dieser packenden Angst, die mich am Atmen hindert. Ich laufe weiter nach unten. Muss hier raus. Ich blicke keinen der Menschen um mich herum an, denn ich kann ihre Gesichter, ihre Gefühle, die sich darin widerspiegeln nicht ertragen. Ich laufe einfach weiter. Da ist er, der ersehnte Ausgang. Wenn es ihn nicht gäbe? Raus aus diesem „Garten“ wo Freiheit und Gefangenschaft so nah nebeneinander liegen.

Der Garten des Exils.

# Jüdisches Museum

Malwina Ulrych

## Garten des Exils

Es wirft dich nach links. Nach rechts. Nach unten. Du lässt dich treiben, lässt dich von den steinernen Säulen herumschubsen. Du bist willenlos.

Du schließt deine Augen, lässt die Lider fallen. Widerstandslos lässt du Angst und Beklemmung von dir Besitz ergreifen.

Dann stehst du in der Mitte. Unter deinen dünnen Sohlen das unebene Pflastergestein. Es ist kalt, kalt und schief. Verirrte, klirrende Schneestäubchen haften sich an deinen Mantel, der das Grau zerreißt.

Die Säulen sind rechteckig, kantig, nicht geradlinig aber. Eine schiefe Ebene.

An ein schwankendes Schiff soll das erinnern, sagte er, an die Schiffe, mit denen die Juden nach Europa, hier nach Berlin kamen. Du weißt, dass er nicht recht hat.

Wenn du die im Quadrat angeordneten Säulen von draußen siehst, merkst du, dass sie oben eine schräge, aber flache, gerade Ebene bilden. Wie ein Würfel, der im Schlamm versinkt. Steiniger Schlamm, aus dem du dich nicht befreien kannst, in den du immer weiter einsinkst. Oben auf den Säulen sind Bäume, Weiden. Sie strecken ihre dünnen, schwarzen, verkümmerten kalten Finger in den milchig grauen Himmel. Völlig entwurzelt von ihrem Ursprung. In einer Ebene zwar, doch die Ebene versinkt, wird heruntergezogen. In einer Gruppe zwar, doch jeder auf sich allein gestellt, voneinander getrennt durch tiefe Schluchten. Die Schluchten werden immer kleiner, weil die Säulen versinken, die einsamen, traurigen dünnen Bäume kommen sich um so näher, je mehr sie im steinigen Schlamm versinken.

## Memory Void

Da ist ein Junge, der schreit nicht.

Da ist ein Gesicht ohne Mund

Wieso? Warum kann er nicht schreien?

Er fürchtet sich doch auch.

Das muss schrecklich sein.

Zu leiden wie alle anderen, womöglich

Noch mehr. Und nicht schreien

Nicht schreien können. Vielleicht

Will er nicht schreien?

Er weiß, dass das Schreien die

Schmerzen nicht lindert.

Er weiß dass das Schreien die

Angst nur wachsen lässt.

Er weiß dass das Schreien auch Waffen

Lauter macht

Er weiß dass das Schreien

Nicht helfen wird.

So liegt er da, während ich

Ihn anstarre. Und er

Mich ansieht, nur blickt.

Das Schreien wird

Nicht helfen.

Memory Void. Meine Hände sind kalt, ich bin erfüllt von ängstlicher Spannung. Ich muss an die „schreienden Seelen“ denken. In meinem Kopf hat sich ein Bild eingebrannt, von vorher, als ich durch ein Fenster einen kurzen Blick auf die Masken erhaschte. Wird es mich überwältigen? Wird es mich kalt lassen?

Gefallenes Laub, wir stehen davor. Kalte, glatte, hohe Betonwände. Ein langer Raum, ganz hinten ist die Decke viel tiefer. Alles grau. Es überwältigt mich nicht, es lässt mich nicht kalt. Gesichter, überall erstarrte Gesichter. Masken aus Metall. Hunderte.

*Reglos.* Ich spüre die kalten Finger, die feuchten Hände, die nach mir greifen. Es schüttelt mich. *Erstarrt.* Sie sperren ihre Münder Auf, reißen die Augen auf.

*Schreiend.* Man hört nichts.

*Kalt.* Brennende Schmerzen.

*Lautlos. **Hört ihr nicht ihr Schreien?***

Tränen, die die Haut verätzen, quillen aus ihren Augen, gefrieren.

„...Dieses Kunstwerk ist nicht nur dafür gedacht, es anzusehen. Der Künstler möchte, dass man es auch hört, man soll darüber gehen. Nur Mut...“

Vorsichtig setze ich einen Fuß auf die Gesichter. Ich zucke. Dieses grässliche, tiefe, hohle Klirren. Gescheppere. Ich höre sie. Meine Schultern ziehen sich zusammen. Meine Kehle ist zugeschnürt, mühsam bekomme ich Luft.

*Ich will ihnen nicht wehtun.* Verschließe dich nicht! Verschließe dich nicht vor diesem ...grässlichen, Schmerz, der Angst, der unbeschreiblichen Angst!

*Sie tun mir leid.* Sie sind tot! Erstarrt! *Fühlen sie?*

Ich trete auf ihnen herum! *Sie schreien stumme Schreie. Sie erleiden Todesqualen, doch sie sind schon tot.* Du kannst sie nicht erwecken. Du kannst ihnen nicht helfen.

Immer näher kommt das Dunkel, immer näher das Ende, ich sehne mich, will sie nicht treten. Ich kauere an der Wand.

Das hohle, harte Klirren, Menschen kommen näher. Ich schließe die Augen. Bilder aus Schindlers Liste, Soldaten, Gruppen von marschierenden grauen Männern. Die Waffen scheppern, fegen hinweg, Tausende von zerstörten Leben, hilflose Gesichter, nur die Angst ist ihnen geblieben. Schlagen von Metall auf Metall, der hohle Klang der Waffen, aber sie schreien.

# Im Spiegel der gelebten Vergangenheit

Yue – Ying Wu

*Ich bin im Jüdischen Museum und weiß, was für ein Schatten die Jahre 1943-1944 auf mein Leben warfen.*

Meine Erinnerung ist da wie ein viel zu scharfes Bild.

Meine Erinnerung glänzt Furcht erregend in meinem Geist – als hätte ich als 88-jähriger Mann immer noch den gelben Stern auf meinem damals aus mehreren Kartoffelsäcken zusammengefügtten Kleidungsstück.

*Schwarz ist der Boden, weiß sind die Wände.*

*Die große, schwere Stahltür führt mich in den „Turm des Holocaust“. Eine kalte Dunkelheit umklammert meinen Nacken wie die große, unsichtbare Hand der Ungewissheit.*

Damals hatte ich einen Stachel in meiner Haut – dunkel und spitz, gefährlich und glänzend. Das Rot meines Blutes schimmerte unter dem seichten Licht der Sonne, die ihre Strahlen von den grauen Wolken bedeckt versuchte, hervorzubringen. So sehr es an meiner Haut stach, war es kaum vergleichbar mit den Schmerzen, die auf meinem Geiste lasteten, wie die Folter, bei der schwerer Beton Menschenfleisch erdrückt. „Wohin wird mein Leben mich führen? Meine Großmutter kann mir nun keine Geborgenheit mehr schenken, wie sie es tat, als ich noch klein war.“ Im Zug saßen wir und der Gestank von Mensch, der Gestank von Hysterie, von Orientierungslosigkeit trübten mir die Sinne. Das Holz der Zugwand hatte mein Blut heraus gestochen. Die Fensterspalte im Zug war so klein, aber dennoch existierte sie - die Hoffnung, die Helligkeit, auch in meinem Herzen, wenn sie noch so schwach sein sollte. Auch hier im Turm leuchtet oben ein kleines, aber dennoch weißes Licht herein und gibt dem Raum einen matten, müden Helligkeitskontrast. Da erinnere ich mich an das Weihnachten der Tränen im Lager. Mein Herz brannte und ich wollte die eisige Kälte des Winters vertreiben. Meine Mitleidenden im Lager wollte ich an Etwas erinnern, das wir niemals vergessen sollten. Aus verschiedenen Stoffen sticte ich kleine Weihnachtsmänner und Tannenbäume. Es kostete zwar Kraft, doch ich wollte es. Als ich sie ihnen in die Hand drückte, waren es die Tränen gefüllten Augen, die zitternden Lippen und die Erinnerung an das Frühere, welches uns alle im großen Schwarz des Schicksals vereinte.

Draußen höre ich das Leben, die Verkehrsgeräusche, doch nichts von dem ist zu sehen außer den grauen, nackten Betonwänden, die meine Schritte und Worte widerhallen, wie stumme Redende.

*Aber ich gehe mutig weiter, steige eine Treppe hinauf und komme an die Ausstellung „Gefallenes Laub“.*

Zu jener Zeit brüllten sie laut: „Alte und Kinder links. Arbeitsfähige Männer und Frauen rechts“. Vorne strömte schwarzer, stinkender Rauch aus den Gebäuden, von denen ich nicht ahnte, dass es Krematorien waren und tausende Leichen im weißen Feuer stumme Schreie von sich gaben. Ihre Augen in den Flammen stelle ich mir groß und verzweifelt vor. Diese Augen hier sind grob aus den Eisenplatten herausgestochen - wenn ich genau hinschaue: Es kleben die dunklen Tränen der Verzweiflung an ihrer Haut.

Ich trete auf die Gesichter und meine Sohlen ersticken ihre Schreie, woraufhin das Klirren ertönt, als käme noch ein Zug voller angsterfüllter Menschen und übertönt das Brüllen und die brodelnde Wut der Menschenseelen, die alle leben wollten und nicht

durften. Die erbarmungslosen Menschen trugen sie unschuldig in den Tod. Das Schicksal hatte zugesehen, doch nichts dagegen getan. Ich rieche den Geruch der Gleise und des Todes. Hier fand Grausamkeit und Kälte keine Grenzen.

*Ich gehe in den Garten des Exils.*

Ich laufe zwischen den Säulen umher und spüre Wellen des Taumels im Meer der Desorientierung. Sie schlugen uns mit ihren Gewehren schwindelig. Ich musste arbeiten und mein Schweiß im Nacken vermischte sich mit dem Gelb des Eiters von der Wunde am Vortag. Stets dachte ich, dass sie mich töten konnten, aber nie besiegen. Wie kraftlos meine Hand war und wie die Rippen erschreckend hervorstachen. Es war die Frage, ob mein Körper überhaupt noch schmerzte, oder ob die Qualen ihn schon so bedeckt hatten, dass er davon betäubt war? Die stumpfe Wahrnehmung wurde manchmal durchbrochen von den lauten Pfiffen zwischendurch, dem Brüllen der starken Männer mit ihren behaarten, festen Händen – gut ernährt, voller Kraft und dann kroch die Angst in den Hals und verwandelte sich dort in einen kalten Stein. Nachts wäre ich am liebsten tot gewesen. Lieber tot als in der Baracke. Manchmal waren wir zehn Personen, deren Lebensenergie bis auf das Minimalste ausgesaugt war. Ständig hatte ich diese Knochen anderer Männer an meiner Seite gespürt. Jene Knochen, die noch von einer dünnen Hautschicht umgeben war. Das Atmen meines Nebenmannes war stockend, manchmal begleitet von einem kranken Pfeifton aus den Tiefen seiner Brust – als spräche sein tobender Geist im Schlaf mit mir. Obwohl die Müdigkeit an mir nagte, hatte ich vergessen, zu schlafen. Ich war zu müde um zu schlafen. Dazu kam wieder der Gestank. Immer dieser Gestank vom Urin, von den Abfällen des Körpers anderer Menschen, die über mir schliefen. Auf die Toilette durften wir einmal am Tag und ich schämte mich, als ich wie ein Kleinkind in die Hose machte. Ich schaute weg, als ich die Frauen bemerkte, die sogar noch mehr unter ihrem Schamgefühl litten, da sie jeden Monat noch mit einem anderen Problem fertig werden mussten. Ich war seelisch und körperlich am Ersticken, doch hatte ich Angst zu sterben, denn da gab es dennoch die schöne Zeit in meiner Vergangenheit, die tief in meinem Innern leise zu mir flüsterte, dass alles irgendwie vergänglich ist. Der einzige Weg der Bewältigung war das Vergessen oder Ignorieren meiner momentanen Lage. Man muss nur zäh genug sein und immer durchhalten, durchhalten, durchhalten.

Mein Gleichgewicht ist völlig gestört. Die schiefe Ebene unter meinen Beinen nimmt mir den Halt. Mein Körper ist unsicher beim Laufen - Desorientierung, Verwirrung, Freiheitsentzug. Bin ich oben, unten? Damals fragte ich mich: „Wer bin ich?“ Und: „Wie heiße ich?“ Ich konnte nicht mehr denken, weil Fieberwellen meinen Kopf durchströmten. Unerwartet schlage ich Richtungen ein, die ich nicht einschlagen möchte. Das ist der Garten des Exils und ein Teil meiner Leiden, die manchmal in der Nacht in Form des lauten Pochens in meinem ganzen Körper wiederkommen.

# Verwandlungen

Franziska Holzapfel

Die Kleider strömen eine Art schweren Geruch aus. Er besitzt keine Farben, keine Formen, ist einfach nur schwer. Behutsam streiche ich über die Ärmel dunkler Kleider aus bleiernen Stoffen. Hebe den Rock an. Er ist viel drückender, als ich dachte.

Als Kind hätte ich hier sicher toll Verstecken spielen können. Ich geb's zu: Jetzt auch. Ich könnte mich verwandeln. Mit jedem einzelnen Kleid kann ich mich hier verwandeln.

Mit dem, über das meine Hand streift, bin ich irgendeine edle Hofdame. So eine, die ihr Taschentuch verliert und darauf wartet, dass ein Ritter es aufhebt.

Mit dem Hut, der dort mit den anderen über den Blusen thront, bin ich die trauernde Witwe. Sitze wehklagend jeden Tag am Grab meines Liebsten. Pflanze vielleicht Veilchen. Oder lege Yasmin auf die Grabplatte. Und weine, weine, weine. Und nehme den schwarzen Schleier, der vom Hut herabhängt, nie wieder ab.

Mein Blick schweift über die schier endlosen Reihen. Hüte, Zylinder. Hosen, Jacken, Schuhe, ich kann in jedes einzelne Stück schlüpfen und werde zu jemand ganz anderem.

Wenn ich diese Latzhose da vorne trage, dann werde ich dieses Mädchen, das vor den anderen davongelaufen ist, das der verrückten und völlig unrealistischen Idee nachrennt, alleine im Wald zu leben.

Die Schuhe unter mir lassen mich zu einem Mädchen werden, das für diesen einen perfekten Tag lebt. Und, verdammt, ich glaube dann daran. Ich glaube daran, dass an einem Tag alles zusammenkommt. Glück, vollkommenes Glück. Kandistückchen, die am Boden der Teetasse klimpern, Lieblingslieder, die viermal hintereinander einfach so im Radio laufen, obwohl sie sonst eigentlich keiner kennt, gepaart mit diesem Gefühl, vor Glück weinen oder mich übergeben zu müssen, weil ich sonst diesem enormen Druck nicht standhalten kann. Ich glaube einfach daran.

Diese Cordjacke. Ich kann hineinschlüpfen und bin diese Lehrerin. Diese Lehrerin, die kein Schüler haben möchte. Weil sie Tests am Tag nach den Ferien schreibt, weil sie denjenigen ausfragt, der ohnehin schon am unglücklichsten aussieht.

Ich bin diese Lehrerin, die nachmittags über ihr Leben klagende Gedichte schreibt und die darauf hofft, dass wenigstens einer ihrer Schüler die Sinnlosigkeit von allem erkennen wird. Dass alles früher oder später zu einem Ende führt, dass nichts für immer erzählt wird und dass alles worauf ihre Schüler hoffen können, ein kurzer Eintrag in einem Geschichtsbuch über ihre Zeit ist.

In Gedanken trage ich eine dieser Haarspangen. Und werde zu dem streng gescheitelten Mädchen. Das Mädchen mit der Fassade. Die Fassade ist verputzt, geweißelt und es hängen schöne Bilder dran. Hinter der Fassade ist alles roh, unfertig. Ebenso sieht es in mir aus. Alles ist wirr, ungeordnet, Traurigkeit spielt Schach mit der Unlust und verliert alle Gedanken an sie.

Die Reihen erfüllen mich mit ungekannten Geschichten. Vielleicht haben sie dort gewartet, um in mich hineinzukriechen. Vielleicht sind auch nur die Kleider und ihre

eigenen Geschichten etwas wie ein Reiz, der all die Geschichten in mir erweckt. Ich möchte wissen, wie es sich anfühlt, diese Mädchen zu sein.

Geschichten, Geschichten, der ganze Kostümfundus ist wie eine berauschende Droge, die an den kleinsten Synapsen noch Geschichten aus meinem Gehirn herauskitzelt. Kostüme, an denen ganz neue Welten hängen, schlingen sich um mich, zwingen mich, in sie hineinzutauchen, alles verwandelt sich in einen Farbkreisel, Kostümkreisel, Weltkreisel!

Ich mittendrin, tauche unter, pruste wieder nach oben, versuche mich, herauszuwinden, es gelingt mir nicht, ich tauche schon wieder in die nächste Welt ein, in jeder lauert die Gelegenheit, mich zu verschlingen und nie wieder loszulassen.

Mit dem Hut werde ich zur Fotografin, spiele mit Licht, Schatten, schwarz-weißen Welten und Linsenöffnungen.

Stehe in der Dunkelkammer, sehe zu, wie sich langsam dunkle Schatten über das weiße Papier ausbreiten und ein Gebilde ergeben. Die Wirklichkeit ergeben, wie sie es einmal gegeben hat.

Das, was ich fotografiert habe. Der Wald erwächst wieder. Schnee taut. Schnee liegt.

Und die Kuh, die ich fotografiert habe und die vielleicht längst schon als Schnitzel auf meinem Teller lag, wird wieder lebendig.

Ich fange die Bilder ein, als Schätze und lebenslange Erinnerungen. Erinnerungen, die ich zu Hunderten überall in meinem kleinen Haus verteile. Vielleicht weil die Wirklichkeit zu verblichen ist.

Mein größter Traum: Spiegellicht zu fotografieren.

Ich gehe auf Zehenspitzen zu einer anderen Reihe. Dieses Kleid sieht aus wie... Weiß. U-Bahn. Flatternd.

Frau Stockfisch ist, ohne, dass ich es wirklich gemerkt habe, hinter mich getreten.

Sie berührt, wie ich, den leichten Stoff. Es ist vielmehr ein weißer Hauch, der sich um meine Hand schmiegt.

„Das sieht aus, wie das Kleid, das Marilyn Monroe anhatte, Sie wissen schon, das überm U-Bahnschacht geweht hat.“

Sie streicht sanft darüber.

„Das ist es.“

Meine Augen gehen fast über. Das kann nicht sein. Marilyn Monroe. Ihr Kleid. Hier. Dieses Kleid. Genau DIESES Kleid. Und ich stehe davor, ich stehe nicht nur davor, ich darf es sogar berühren. Ohne Glaskasten, ohne Alarmanlage, die losgehen könnte, hier hängt dieses Kleid, versteckt unter anderen, ohne, dass ein besonderes Schild darauf hinweisen würde.

„Das Original?“, frage ich tonlos.

„Ich denke schon, dass es das Original ist.“

Das haut mich jetzt wirklich um. Wie ist es hierher gekommen? Marilyn Monroe hat dieses Kleid angehabt.

Ein Kleid von einem Mythos. Ich habe in meinem Schulordner alte, vergilbte Postkarten von ihr. Sie rennt ausgelassen durch einen Garten. Auf einem anderen hat sie ein Gänseblümchen im Mund.



Ein faszinierendes Lächeln.

Ich traue mich nicht mehr richtig, das Kleid zu berühren.

Ich bräuchte mehr Zeit, viel mehr Zeit, um alles zu sehen. Mehr Zeit, um Kleider einzeln zu sehen und ihre Welt auf mich wirken zu lassen. Ich brauche Zeit, um zu sehen, was sie in mir bewirken. Wer ich werde, durch diese Kleidung.

Ich möchte wissen, was noch alles in mir und in ihnen steckt, was diese Stücke in mir zum Vorschein bringen, möchte wissen, was ich durch sie werden kann.

Ich lasse einfach los, lasse Zeit Zeit sein, lass sie verrinnen und mir wie Sand durch die Finger rieseln, hole tief Luft und tauche unter, als ich die nächste Reihe betrete. Es sind Kleider aus dem 17. Jahrhundert.

# Babelsberg

Malwina Ulrych

Der Vorhang, der die geheimnisumwobene Welt der Filmkunst von mir trennt, hat sich kurz gelüftet, und was ich sehe, nimmt mir den Atem weg.

Kunst ist Gefühl. Musikstücke, die ein bestimmtes Gefühl in mir auslösen, sind Kunst. Sie drücken ein Gefühl aus und vermitteln es auf diese Weise. Diese Definition trifft auch auf Literatur, Malerei, Theater usw. zu.

Saatchi Gallery, London. Übermitteln mir zerstückelte, in Glasboxen gepackte Tiere irgendwelche Gefühle? Ich ekle mich. Ist das Kunst? frage ich.

Wieder ein großer Glaskasten. Man sieht darin eine verwesende Tierleiche und Hunderte von Fliegen, die den Leichnam umschwirren. Wieder überkommt mich Ekel. Doch ich bleibe stehen und kann meine Augen nicht von dem widerlichen Schauspiel lassen. Ich denke an meine eigene Vergänglichkeit. Jetzt bin ich ein quicklebendiger, denkender Mensch, doch in nicht allzu ferner Zukunft werde ich ebenso tote Hülle sein wie dieser Leichnam hier...

Vor kurzem las ich in einer Zeitschrift über ein Kunstwerk: ein völlig weißer Raum, in der Mitte eine Leiter. Man klettert hoch, an der Decke baumelt eine Lupe, mit deren Hilfe man eine winzig kleine Schrift an der weißen Decke lesen kann: „Ja“. Ist das Kunst?

In einer Biographie über John Lennon und Yoko Ono war eine kurze Szene zwischen den beiden beschrieben: „Sie reicht ihm einen Zettel, auf dem stehe: ‚Atme!‘ Er gehorcht und hechelt kurz. Sie reicht ihm einen zweiten Zettel: ‚Denke!‘ Er ist ratlos“. Ist das Kunst?

Werke wie die in der Saatchi Gallery bringen mich zum Nachdenken. Viele erfüllen mich mit Ekel, ungläubigem Staunen oder Ratlosigkeit. Sie brechen meine Vorstellung von „normaler“, „gewohnter“ Kunst auf. Sie verwirren mich. Sie provozieren. Und all das wollen die Künstler bewusst bewirken. Sie lassen mich nachdenken.

Die Antwort ist ja, auch das ist Kunst.

Was bedeutet Kunst für mich? Wieso ist mir Kunst so wichtig?

Kunst macht Unsichtbares sichtbar, Unhörbares hörbar. Kunst schafft Welten, die man nur mithilfe der Fantasie betreten kann. Kunst erweitert meinen Blickwinkel.

Was aber ist so toll daran, wenn mich zum Beispiel ein Film zum Weinen bringt? Ich habe bei `Dancer in the Dark` geweint. Gefiel mir das?

Ich bin nicht blind. Ich muss nicht hilflos dabei zusehen, wie mein Sohn allmählich sein Augenlicht verliert. Ich werde nicht unschuldig zum Tode verurteilt. Ich weiß nicht, wie man sich in solchen Situationen fühlt. Aber wenn ich all das im Film sehe, fühle ich mit Björk mit. Ich sehe, wie ihr Leben von anderen Menschen zerstört wird. Ich hasse diese Leute, ich bin erfüllt von hilflosem Hass, von ohnmächtiger Wut, denn ich kann das Geschehen nicht beeinflussen. Ich bin an meinen Platz vor dem Fernseher gefesselt und kann nicht mehr tun, als mir all die Wut, den Hass, den Schmerz von der Seele zu weinen.

Ein solcher Film ist ein Erlebnis. Ich erlebe und erfahre es, und neue Erfahrungen lassen uns bekanntlich reifen. Sie lassen uns nachdenken und vieles in neuem Licht sehen.

Künstler sind Menschen, die ich bewundere. Wer Kunst macht, denkt nach, setzt sich mit der Welt auseinander. Kunst ist Gefühl, habe ich geschrieben, also sind Künstler gefühlvolle Personen, Menschen mit besonderen Charakterzügen, Persönlichkeiten.

Künstler sind oft einsame Menschen. Sie flüchten sich in ihre Welt, die Welt der Musik zum Beispiel, in die ihnen nur wenige Leute folgen können.

Was ich aber am bewundernswertesten finde, sind Künstler, die für ihren Beruf leben. Sie geben sich der Kunst hin, widmen ihr Leben ihrem Werk.

Ich bin fasziniert von diesem „Künstlerleben“ und träume davon. Allmählich beschleicht mich allerdings die leise Ahnung, dass ich an allzu klischeehaften Vorstellungen festhalte. Sicher, auch große Schriftsteller oder Maler sind Menschen wie du und ich. Und sicher denken sie auch nicht ununterbrochen an ihr nächstes Buch, Bild oder ähnliches, sicher grübeln sie nicht die ganze Zeit über die Geheimnisse des Lebens.

Ich habe Angst davor, normal zu werden, durchschnittlich. Ersetzbar. Ich möchte keinen langweiligen Bürojob haben. Mein größter Albtraum ist, dass später mal 350 Tage im Jahr bei mir genau gleich aussehen werden. Ich will nicht wie eine Maschine leben. Aufstehen, Arbeit, Mittagspause, Arbeit, Kochen, fernsehen, schlafen. Jeden Tag das gleiche, davor fürchte ich mich schrecklich.

Als Schriftsteller, als Musiker, als Maler hast du keine festen Arbeitszeiten, du bist frei. Du kannst das machen, was dir Spaß macht. Eine Freundin hat mir mal von ihrem Onkel erzählt: Er ist Schauspieler und Regisseur, wohnt zur Zeit in einer großen, schönen Wohnung in Wien und ist ein ziemlich schräger, aber sehr netter Mensch. Seine Frau ist Sängerin in New York, die beiden Töchter wohnen in Berlin. Die ältere Tochter hat bereits ein Buch veröffentlicht und schreibt an einem nächsten.

Ein solches Leben glänzt und schimmert für mich in unwiderstehlichem Licht. Mir scheint, als seien solche Menschen durch einen geheimnisvollen Schleier von uns „gewöhnlichen“ Menschen getrennt. Sie gehören zu der exklusiven Gruppe der Leute, die sich Künstler nennen dürfen. Im Vergleich zu deren schillernden Leben wirkt meines grau und langweilig.

Jetzt fragt man sich vielleicht, was all diese Gedanken mit Babelsberg zu tun haben?!

Ich zähle natürlich auch Schauspieler und Regisseure zu Künstlern. Dadurch, dass die Medien Persönlichkeiten aus Film und Fernsehen doch sehr aufbauschen, scheinen diese Menschen und ihre Arbeit hinter den Kulissen noch weiter von mir und meiner kleinen Welt entfernt.

In Babelsberg darf ich hinter den glitzernden Schleier sehen, den ich mir zwischen mir und der Welt der Künstler vorstelle. Ich sehe kein Glitzern mehr, ich habe einen vollkommen nüchternen Blick, und das versetzt mir einen kleinen Schock. Ein perfektes Beispiel dafür ist Herr Kröger.

„Kunstmaler“. Wenn ich diesen Begriff früher gehört hätte, hätte ich mir ein äußerst schillerndes Leben ausgemalt. Babelsberg zieht den Schleier weg, kein Glitzern, vor mir steht ein Mensch. Je, es hört sich sonderbar an. „Ist doch klar, dass das ein Mensch ist, was soll er denn sonst sein?“

Ich weiß. Was ich meine, ist: Vor mir steht ein Mensch mit einem Beruf wie viele andere auch. Er muss sich anstrengen, muss mit Leuten zusammenarbeiten, die er vielleicht nicht immer mag. Er kann seiner Kreativität nicht völlig freien Lauf lassen, muss praktisch denken: Wie viel würde das kosten, wie könnte man es billiger machen.

Der Glamour, den ich mir vorgestellt habe, ist plötzlich nicht mehr da. Herr Kröger hat auch viel Stress, sicherlich mehr als so mancher „Büromensch“. Er hat nicht allzu viel Urlaub, nicht viel Freizeit. Er liebt seinen Beruf und das merken wir. Er IST ein Künstler, doch deswegen steht er nicht wie auf einem hohen Podest über mir, nein. Er steht genau neben mir, reicht mir die Hand und ist mir ganz einfach sympathisch.

Vor Babelsberg war mein Denken über Künstler und Nicht-Künstler etwas sehr schwarz-weiß. Dort ist dieses Bild farbiger geworden und wurde durch Grautöne ergänzt. Es ist nicht gut, in Klischees zu denken.

In Babelsberg geriet ich mit mir selber in Konflikt. Ich habe vorher ausgeführt, wie wichtig mir Kunst ist, wie großartig ich es finde, wenn Leute für die Kunst leben. Nachdem wir uns von Herrn Kröger verabschiedeten und zu den Stuckateuren gingen, meldete sich in meinem Kopf zum ersten Mal diese zweifelnde Stimme: Ist es das wirklich wert? Er malt Kulissen für Fenster, die im Film als solche nicht zu erkennen sind, nicht zu erkennen sein dürfen. Er hat keine großen Ausstellungen, bei denen er der Star ist. Er ist nur ein kleines Glied in der langen Reihe von Menschen, die an einem Film beteiligt sind. Du gehst für sechs Euro ins Kino, wo du für zwei Stunden unterhalten wirst. Zwei Stunden, und einige Tage später denkst du womöglich gar nicht mehr an den Film. Doch für seine Entstehung mussten nicht nur einige Schauspieler, Kameraleute und Assistenten für paar Tage die Köpfe zusammenstecken. Hinter diesen zwei Stunden stecken Hunderte von Arbeitsstunden, Unmengen von Mitarbeitern! Kunstmaler, Stuckateure. Leute, die im Requisiten- und Kostümfundus arbeiten. Die vielen Menschen im Tonstudio. Das sind unvorstellbare Dimensionen!

*Dimension* ist das Stichwort. Das ist es, was mich erschreckt hat. Babelsberg ist ein kleiner Teil einer riesigen Industrie. Filmindustrie. Kunst wird „verindustrialisiert“. Aber wieso finde ich das so schlimm? Ich finde es doch so toll, wenn man der Kunst eine so wichtige Bedeutung im Leben zuspricht. Obwohl mir Kunst viel bedeutet, ist es doch ein Hobby für mich. Genuss, der das Leben versüßt. Die Zuckerglasur. Lecker, aber nicht unbedingt ein Grundbedürfnis. Es ist sehr schwierig zu beschreiben.

In meinem Leben ist Kunst die Sahne auf und in der Torte. Es schmeckt mir, aber auch ohne Sahne ist die Torte immer noch Torte, wenn auch eine sehr langweilige. Auch ohne Kunst kann man leben, obwohl es sicher ein tristes Leben wäre. Ich dachte immer, Künstler schwimmen in Sahne, führen einfach nur ein herrliches, süßes Leben.

In Babelsberg sehe ich, wie die Sahne hergestellt wird, und das ist anstrengende Arbeit.

Ich habe Film nie als etwas Lebensnotwendiges angesehen. Plötzlich sehe ich, wie viel Arbeit, Zeit und Geld in etwas nicht Lebensnotwendiges gesteckt wird.

Ist Kunst nur das Sahnehäubchen?

Ist Kunst lebensnotwendig?

Entwickle ich mich nur dank der Kunst?

Bin ich Künstlerin?

Was bedeutet es, Künstler zu sein?

Sind Künstler bessere Menschen?

Wie wichtig ist Kunst?

---

Ich ziehe meine Jacke aus, lege sie auf den Sessel neben mir, klappe meinen Sitz herunter und lasse mich darauf fallen. Mein Vater hält mir die Tüte mit Popcorn hin. Ich bediene mich und starre kauend auf den samteneen Vorhang vor uns.

„Ach ja, ich weiß noch... als ich jung war und ins Kino ging...“

Ich grinse. Jetzt erzählt er zum zigsten Mal die Geschichte mit den Sonnenblumenkernen, aber ich höre immer noch gerne zu.

„Neben dem Kino konnte man Sonnenblumenkerne kaufen. Da war eine Tür mit einem Loch in Hüfthöhe, aus dem dann eine Hand hervorkam. Die alten *babcie* (Omas) fragten: Tasche oder Tüte? Also entweder man musste mit der Hosentasche ganz nah ans Loch kommen oder man bekam die Sonnenblumenkerne in so ner Tüte aus Zeitungspapier. Meistens ließen wir uns die Hosentaschen voll stopfen. Wenn du Pech hattest – denn es war eigentlich verboten, die Kerne mit ins Kino zu nehmen – wenn du Pech hattest, ließen sie dich die ganzen Kerne für fünf zloty wieder hervorholen und wegschmeißen. Half aber nicht viel. Im Kino saß wirklich jeder mit seinen Kernen da, gab ein nettes Nebengeräusch, dieses ständige Kerne aufbeißen.“

Ich muss lachen, als ich mir das vorstelle.

„Und nach dem Film, als wir aufstanden und gingen, lag ein drei Zentimeter dicker Teppich aus den Schalen der Kerne auf dem Boden. Die Leute, die das wegputzen mussten, tun mir echt leid. Stell dir vor, du darfst diese Schalen, die andere im Mund hatten und weggespuckt haben, aufkehren!“

Wir lachen beide. Papa schwelgt noch kurz weiter in Erinnerungen, dann meint er: „Ich frage mich manchmal, ob das Kino je aussterben wird. Wenn das mit DVD und so weitergeht, dann wird es bald in jeder Wohnung ein Heimkino geben.“

„Kann ich mir aber nicht vorstellen“, erwidere ich. „Die ganze Atmosphäre eines Kinobesuchs wäre dahin. Man könnte vor dem Film nicht eine halbe Stunde lang so dasitzen und reden, es gäbe nicht diesen Geruch von Popcorn überall...“

„Ja, da hast du sicher recht...“

„Und solche Riesenleinwände wird es sicher nicht in einer Doppelhaushälfte oder so geben. Kino... hat einfach was.“

---

Ich liebe Filme, ich genieße Kinoabende, in denen ich mich im Sessel fläze, Popcorn in mich hineinstopfe und völlig eintauche in eine andere Welt, in der ich plötzlich ein anderer Mensch bin, weil ich mich in die Hauptpersonen hineinversetze. Ich liebe den schockartigen Zustand, in dem ich nach Filmen wie „Dogville“ durch die Stadt schwebe, oder den Gedankenrausch, der zum Beispiel nach „Fight Club“ meinen Kopf überflutet. Vor einiger Zeit habe ich zu realisieren begonnen, dass Filme machen eine Kunst ist; ich habe angefangen, einen Film nicht nur in mich hineinzuspülen, sondern aufzuteilen nach Kamera, Schauspiel, Story, Musik.

Doch was ich nie auch nur hätte erahnen können, ist, wie viel Arbeit wirklich hinter einem Film steckt. Es braucht mehr als paar Schauspieler, ein Script und eine Kamera, um einen Film zu machen.

Es hat mich fasziniert, aber gewissermaßen auch angewidert, zu sehen, wie viel Menschen daran arbeiten, wie viel Geld es kostet, um eine Szene zu drehen. Herr Kröger hat uns einen so wunderbaren Einblick in seine Arbeit gewährt. Dieser Mann lebt dafür und davon, dass er Kulissen für Filme malt! Er erzählt uns, wie eine Actionszene vorbereitet wird, wie aufwändig das alles ist. Und manchmal muss man das ganze wiederholen!! Wenn Matt Damon zu ängstlich ist, sich von einer Brücke zu hängen, an der nun einmal gedreht werden MUSS... ach ja, dann bauen wir die Brücke mal schnell nach! Oder die Riesenhalle mit Kostümen!! Was da für ein Geld, für eine Arbeit drinsteckt! Zum Schluss gehen wir noch ins Tonstudio. Ein riesengroßer Raum mit einem langen Tisch voller Schalter und Knöpfe. Ein Billardtisch steht da und ein Flügel. Für den Regisseur zum Entspannen... Zum Entspannen! Ein Flügel, einfach so mal schnell einen Flügel kaufen, weil ich mich entspannen muss während der Arbeit, das möchte ich auch können.

Während wir den Stuckateuren bei der Arbeit über die Schulter gucken, höre ich allmählich leise Kritik in meinem Kopf. „So viel Geld, so viel Aufwand! Dafür, dass Leute wie du am Abend ins Kino gehen können und sich nicht langweilen müssen! Und paar Kilometer entfernt sitzen Obdachlose auf der Straße und fragen sich, wie sie ein Abendessen beschaffen sollen.“ Später dann: „Hier bekommt der Regisseur zum Entspannen einen Flügel ins Studio gestellt. Viele Leute träumen ein Leben lang davon, einen Flügel zu besitzen! Und das Schlimmste ist, dass all dies nur für Unterhaltung gemacht ist. Diese Leute leben fürs Entertainment! Sie arbeiten, sie schufteten dafür, dass dir nicht langweilig wird!“

Ein Film ist wie ein Puzzle. Normalerweise sehe ich das vollendete Bild, in Babelsberg betrachte ich einzelne Puzzleteile.

Film ist industrialisiert, man spricht von Filmindustrie. Sie sind darauf aus, Gewinn zu machen, nicht, die Welt mit einem Kunstwerk zu bereichern, scheint mir. Die Kulissenstadt zum Beispiel. Die täuschend echt wirkenden Mauern. Wie viel Mühe und Arbeit das gekostet haben muss! Und das dafür, dass Leute am Samstag Abend ins Kino gehen können und sich einen Jackie Chan Film reinziehen können.

Du lebst in einer Gesellschaft, in der Menschen davon leben, mithilfe von Filmen anderen Leuten die Zeit zu vertreiben. So viel Geld wird dafür ausgegeben. All die Mühe, die zum Beispiel in den Kulissen steckt. Wie hoch darf der Preis für Kunst sein? Kunst ist mir wichtig und ich achte Künstler. Ein Maler hat seine Leinwand und seine Farben und mit diesen ja doch sehr begrenzten Mitteln schafft er Wunderbares. Wenn nicht: Pech gehabt, war die Farbe halt umsonst. Beim Film ist es nicht anders. Wenn ein toller Film gedreht wurde, großartig, dann war jede investierte Minute und jeder Tropfen Schweiß sinnvoll genutzt. Wenn etwa ein lächerlicher Actionfilm produziert wird, dann hat jeder der Beteiligten seine Zeit verschwendet.

Was beim Film aber total anders ist als bei der Malerei, ist die Dimension. Wenn besagter Maler sein Bild versaut, dann leidet er alleine darunter, dann hat nur er

seine Zeit vergeudet. Wenn in Babelsberg viele Wochen lang an einem aufwendigen, aber überflüssigen Actionfilm gearbeitet wird, haben die Kunstmalers, die Stuckateure, der Regisseur und vielleicht auch einige Darsteller ihre Zeit vergeudet! Millionen zum Fenster rausgeschmissen, auch wenn der Film beim Actionfilm-Publikum sehr beliebt wird. Das ist keine Kunst !

Wir sollen irgendwann einmal Drehbücher schreiben. Richtige Drehbücher für richtige Filme. Daran habe ich in Babelsberg überhaupt nicht gedacht. Jetzt macht es mir ein wenig Angst. Das Drehbuch ist sozusagen das Fundament eines Filmes, darauf wird aufgebaut. Alle Beteiligten arbeiten nach dem Drehbuch. Mir wird gerade bewusst, wie viel Verantwortung ich zu tragen hätte. Wenn das Drehbuch nicht gut ist, dann ist die Zeit aller Mitwirkenden vergeudet, so wie ich es oben beschrieben habe. Das ist beängstigend.

# An und Aus - die Kamera

Yue – Ying Wu

Ausknopf: He, alter Knacker, bist du wach?

Anknopf: Hm. ja, wieso störst du denn schon wieder?

Ausknopf: Ich habe Etwas, das ich gerne wissen möchte.

Anknopf: Du und Wissen, dass ich nicht lache! Was denn?

Ausknopf: Wer von uns beiden ist denn eigentlich nützlicher? Du oder ich?

Anknopf: Ich natürlich! Ich bin ja der Anknopf an der Filmkamera hier – der Wichtigere, meinst du nicht auch?

Ausknopf: Von wegen! Man muss doch eine Kamera auch aus machen können, wenn man sie an macht. Außerdem kann man so oft auf mich drücken, wie man möchte, denn mehr als aus geht ja kaum.

Anknopf: Na und? Man kann aber auch mehrmals auf mich drücken - mehr als angehen kann die Kamera auch nicht.

Ausknopf: Nö, aber dann zittert das Bild so und der ganze Film ist verdorben. Weißt du eigentlich, warum es uns ` -Aus- und -An- knöpfe` gibt? Warum es Kameras überhaupt gibt?

Anknopf: Soweit ich weiß, gibt es Menschen da draußen auf der Welt, denen langweilig ist, oder die wissensdurstig sind, so wie ich. Kameras schaffen es, Bilderfolgen aufzunehmen und diese dann von anderen Geräten wieder abspielen zu lassen. Somit bin ich auch der Wichtigere, weil ich der Anfang aller Dinge bin. Stell dir doch einmal einen Film ohne Anfang vor!

Ausknopf: Stell du dir doch einmal einen Film ohne Ende vor. Das wäre schrecklich, wie eine Wurst, die niemals endet und dabei hat sie doch zwei Enden.

Anknopf: He? Die Wurst hat zwei Enden? Wo fängt dann die Wurst an? Außerdem hat eine endlose Wurst auch etwas Gutes. Ich meine, mit einer endlosen Wurst hätten wir keine hungernden Menschen mehr auf dieser Welt. Siehst du, wie sinnlos manchmal Enden sein können?

Ausknopf: Du bist so bescheuert wie ein Küchenlappen.

Anknopf: Was? Küchenlappen sind bescheuert? Das muss ich mir mal aufschreiben.

Ausknopf: Das ist mir jetzt egal. Mir ist kalt. Wieso kommen diese Leute auf die Idee, immer mitten im Februar einen Film hier draußen zu drehen...?

Anknopf: Na, die haben ja ihre Pelzmäntel da! Wir müssen hier wie zwei gefrorene



Männlein ausharren. Die Menschen sind egoistisch – wollen nix von ihrer Wärme abgeben. So groß die Ehre auch inmitten dieser großen Profi-Kamera und mitten im Dreh mit Matt Damon ist (oje, wie wird der denn geschrieben) – es macht mir nicht so viel Spaß, muss ich sagen.

Ausknopf: Oh Mist!!

Anknopf: Was denn?

Ausknopf: Wir haben unseren Berliner Akzent vergessen! Sind doch hier in Berlin, gleich in der Nähe von der Filmstadt Babelsberg.

Ausknopf: Ach jo!! Hab det ja völlig vergessen! Schau mal, der süße Matt guckt gerade aus dem "O" des "BOSCH"-Logos heraus! Heute sieht der aber net so doll aus.

Ausknopf: Früher, da war ick sogar sowat wie ein Fan von dem, bin et aber jetzt net mehr. Seine Wangenrübchen finde ich dennoch recht reizend.

Anknopf: Buuh, du hast ja wirklich einen Geschmack. Wie kann man nur auf so ein Heinzelmännchen da stehen!

Ausknopf: Ich hob' doch gsacht, das wor früher! Alles Verjanjenheit. Welcher Akzent ist denn nun das hier. Egal - bald gehen mer wieder zurück nach "Filmstadt Babelsberg". Uaaa. dann wieder diese alltägliche Routine. Der Kameramann ist manchmal so aufjeregt, dass er viel zu doll auf mich presst. Davon habe ich doch schon ziemlich Rückenschmerzen.

Ausknopf: Typischer Schwächling, du! Das sajen die Omas alle – Rückenschmerzen. Oder Schuss der Hexen!! Das kenne ich!

Anknopf: Jetzt hör du doch mal auf, mit deinen bekloppten Kommentaren hier – das nervt mal so langsam.

Ausknopf: Iliih, siehst du, da? Die drehen gerade die neue Folge von GZSZ!! Was für ein billiges Zeug! Davon kriegt man ja Magenschmerzen. Diese Leute können doch so gut schauspielern, wie Münchhausen die Wahrheit sagen kann.

Anknopf: Du kannst es doch kaum besser, also lass mal deine Großmüligkeit. Ich brauch manchmal ein bisschen von diesem Zeugs, obwohl es ja echt nur Kackmist ist, was die da produzieren. Aber manchmal ist es doch auch gut, mal schlechte Schauspieler anzuschauen.

Ausknopf: Na, da sage ich nur: DITO!! Ich muss mich da manchmal wirklich fragen, warum Leute so viel dafür geben, um ein Stück Entertainment herzustellen. Das finde ich manchmal gar nicht mehr lustig! Ich meine, hier werden zum Beispiel Millionen Euro ausgegeben nur um einen Hintergrund auf Leinwand zu pinseln, der dann ein paar Minütchen im Film erscheint. Oder einmal dieses supergroßes Citybild. Da ist nur einmal Anke Engelke vorbeigelaufen und die Zuschauer – so dumm wie sie sind - haben nicht einmal registriert, dass da so wie Mühe dahinter steckt. Und während Menschen in Afrika verhungern, sind es hier so große Projekte mit Unmengen Geldaufwand! Muss das alles sein?! Und

dann gibt es noch die ganzen rekonstruierten Skulpturen, Statuen, Banner, Brunnen, Häuser und ganze Städte aus Styropor! Masken, Make-Up.

Anknopf: Ja, schon, aber so verdienen Menschen ihr Brot und du kannst doch nicht behaupten, dass dabei nur Unsinn zustande kommt. Filme sind wie Kunstwerke und nix zum Essen - hast du Hunger?

Ausknopf: Ja, sehr sogar! Wieso fragst du so blöd. Kannst sowieso nix an der Tatsache ändern!

Anknopf: Na und? Der freundliche Gedanke zählt. Du hast das noch nie geschätzt. Unabhängig davon haben wir gerade unsern Akzent vergessen. Egal, klang sowieso blöd. Morgen machen wir eine Reise nach China. Da klingt unser Dialog schon ganz anders!

Ausknopf: Dieses Chinesisch... Da verstauche ich mir ja die Zunge. Wieso machen die das nicht mit der Blue-Screen?

Anknopf: Ich hasse Anglizismen. Du meinst doch sicherlich die Blaue Wand?

Ausknopf: Ja, ja, diese blaue Wand, an die sich die Schauspieler hinstellen können, um dann im Film in der Sahara Wüste beispielsweise zu sein, oder um mitten in den Dschungel gezaubert zu werden.

Anknopf: Keine Ahnung.

Ausknopf: Konnte ich mir denken.

Anknopf: Ja, dann frag' doch nicht so blöd.

Ausknopf: Tue ich doch gar nicht. Fragen können nicht blöd sein, nur Anknöpfe.

Anknopf: Ha, das war mal eine gute Aussage – ziemlich unwahr, aber dennoch gut! Also, damit du jetzt vor Langeweile einschlafst und mich nicht mehr nervst, beantworte ich dir die Frage: Ein Film braucht die Fantasie der Menschen. Ist ein Bild real, so fällt es uns leichter, in die Situation einzutauchen, unsere Person in der Szene wieder zu finden, auch wenn es nur ein Teil ist. Ein Bild kann tausend Worte sprechen, ein Augenblick drückt Gefühle aus und gibt dem Film eine Farbe. So müssen die Menschen darauf achten, die Regeln der Logik zu befolgen um die Glaubwürdigkeit nicht zu verletzen. Genauso ist es, wenn du schreibst oder wenn du so schön erzählst, wie ich, ebenso beim Filmen... Ein realistisches Bild gibt uns Freiheit zu glauben, zwickt unsere Erinnerungen und lockt die Gefühle. Nur wenn ein Ablauf logisch ist, kann es nachvollzogen werden, sogar wenn der Gesamtkontext fiktional ist und Menschen geben sich natürlich unheimlich Mühe, die Realität in die Kamera hinein zu bringen. Und damit noch ein wenig mehr Emotionen hineingebracht werden können, müssen dann auch noch die Tontechniker Musik und `speziale` Toneffekte in den Film hinein geben. Das macht die ganze Sache plastischer. Hallo? Bist du eingeschlafen?

Ausknopf: ZzzZZ.... Zzzz.... Grrroochiu.....

Anknopf: Gut so!!!

# Ich bin ein Kunstwerk...

Yue – Ying Wu

Bewunderung... ist das nicht ein magisches Wort? Voller Gehalt, voller Wärme? Ja, ich werde bewundert – von allen Seiten und man hat sich sogar über mich gewundert. Und das Wunderbare ist, dass ich eigentlich nicht gerade ein Exemplar der kunstvollen Schaffung bin. Wundern kann ich mich über die Menschen, über diese Augen, die mich wundervoll anschauen mit diesem verwunderten Blick, der ich doch gar nichts Verwunderliches bin, sondern nur ein mickriger roter Balken, dieser im Museum „MoMa“ ein wenig traurig, aber doch würdevoll an der Wand befestigt ist... Eine traurige Tatsache deswegen, weil es sicherlich alles andere als verwunderlich ist, als eine der Ausstellungswerke im Museum ein Dasein zu zeigen, dass inmitten der prachtvollen Bilder angepinselt von diesen Möchte-Gern-Künstlern wie Van Gogh oder jene Hanswürste wie Picasso auf viel Konkurrenz zu stoßen, vor allen Dingen mit einer monotonen Rotfarbe, die keinen einzigen anderen Farbton in sich birgt und somit der Kampf um Aufmerksamkeit besonders unter den Laien der Museumsbesucher groß ist. Ich bin halt ein roter Balken und habe im Museum eine andere Funktion als im Garten als Gartenzaun.

Alles andere als unerfreulich natürlich, sind solche Menschen, die in mir – auch heute, an einem Donnerstag - ein Gefühl des Wohlwollens erwecken. Fast könnte ich mich innerlich fühlen, als stecke in mir die zweite „Mona Lisa“ mit dem unverwechselbaren Lächeln und einem vielleicht etwas postmodernerem Kleidungsstil. Das typische Exempel von reinsten Kunstsensibilität in Fleisch und Blut begegnete mir heute für volle 45 Minuten. Es waren zwei Studenten – eine Madame und ein Monsieur - welche sich vor mich stellten und mir in meine Augen schauten, ohne dass ihnen bewusst war, dass diese überhaupt existieren. Sehr oft kann es unangenehm sein, andere Menschen zu belauschen, wenn sie gerade über einen leeres Stroh dreschen. Äußerst entzückt war ich – und bin es sicher immer noch - als diese beiden – meiner Meinung nach - äußerst intelligenten Akademiker eine ambivalente Farb- und Formenanalyse gekoppelt mit einer Interpretation über die Differenzialisierung der unterschiedlichen Holzfasern meines Körpers durchführten. Und wie gesagt, beziehungsweise bereits betont: Es ist ein Wunder, dass ich als nackter, ungefähr 2 Meter langer Holzbalken in den Seelen der lebenden Wesen auf zwei Beinen so viel Faszinierung und Interesse erwecke, so dass diese Energie sogar dazu fähig ist, zwei Menschen 45 Minuten lang in volle Konzentration versinken zu lassen.

Was das Nacktsein betrifft, muss ich wirklich ausdrücken, dass mir Unrecht getan wurde. Wie gemein die Welt doch manchmal scheint. Andere Gemälde haben eine wärmende Ölschicht auf ihrer spröden Haut sitzen - während ich armer Leidender, durch Wind und Wetter meine kalte Realität an der Haut überstehen muss. Die größte Frechheit ist noch, dass mich diese angeberischen Henri Matisse-Bilder in ihrer Arroganz ständig niedermetzeln. Mein geistiges Leben ist völlig zerstört, weil immer wieder schmerzvolle Bemerkungen anderer Malereien meine Seele verätzen. Gestern Nacht, als die Museumslichter bereits aus waren und die Bilder sich unterhielten, während ich still schweigend innere Tränen, das traurig-säuerliche Gefühl an der Nase und das Ziehen im Hals spürte, weil ich ja nicht mitreden darf, da hatte ich fast das Gefühl, als sei ich wertlos, als sei diese Welt die schwarze Nacht in der Wüste der Leb- und Farblosigkeit und ich befinde mich mitten darin, ohne dass ich weiß, wohin ich mich wenden soll. Dabei wünsche ich mir so sehnlichst einen Kameraden. Das ist überhaupt nicht zu viel verlangt, denn ich weiß, dass mein

Wesenskern freundlich ist. Außerdem gebe ich mir äußerste Mühe nett zu sein, doch so gut meine Absichten sind, führen sie nicht immer zum Ziel. Fast glaube ich, dass ich mir keine Mühe geben soll. So mögen mich vielleicht die Anderen mehr. Niemand redet mit mir... Sie reden nur alle über mich. Das wahrhaft Wunderschöne wäre, wenn es einen Tag gibt, an dem ich der Mittelpunkt bin. Doch möchte ich keine Anerkennung, sondern Zuneigung. Ich brauche keine Bewunderer, sondern nur Wesen – ob Mensch oder Gemälde - die mich als Wunder ansehen. Der momentane Zustand macht krank, verunreinigt alle schönen Facetten des Existierenden und was früher einmal ein Wunder war, ist nur noch eine triviale Farbe, die ihren Zauber verloren hat. Dabei liegt es nur daran, dass ich aufgrund meines quaderförmigen Aussehens, meiner roten Haut und meiner länglichen Form auf so viel Abneigung stoße. Wäre ich nur nie hergestellt worden, so müsste ich nicht die Diskriminierung und den ständigen Selbstwertverlust über mich ergehen lassen. Auch das eben geschilderte Glücksgefühl, das mir die Studenten gaben, holt mich äußerst wenig aus meinem mentalen Tiefpunkt heraus.

Aber ich weiß, dass es auf dieser Welt noch andere Balken gibt, die so sind wie ich und die nicht im Museum dahinvegetieren müssen. Solche dienen manchmal als Dachbalken, oder als Balken an der Garage, manchmal landen sie auch in Kuhställen und mit Tieren zusammenzuleben ist sicherlich ein sehr unangenehmes Lebensgefühl, da der strenge Geruch jede gute Laune vertreibt. Fest steht, dass auch andere meiner Sorte auf andere Weise leiden müssen. Nicht unter verbaler Gewalt, sondern unter physischer. Ein roter Pfosten, dem ich einmal begegnete, gab mir zu wissen, dass er unter den ständigen Wutausbrüchen der vorbeigehenden Menschen oftmals leide. Solche treten entweder mit ihren hartsohligen Schuhen gegen ihn oder hämmern mit der Faust auf seinen Bauch. Aber nicht nur die menschlichen Emotionen können viel Leid bringen, sondern auch die tierischen Bedürfnisse. Hunde zum Beispiel entladen ihren Bauchinhalt oftmals an seinen Füßen... Ihh... wie ekelig!!! Im Gegensatz zu denen auf jeden Fall, geht es mir noch gut, denn ich darf sogar reisen. Momentan bin ich in Deutschland, doch die meiste Zeit befinde ich mich im MoMa in New York und da treffe ich nicht nur auf weltberühmte Bilder, sondern auch auf weltberühmte Menschen! Und es ist schon eine Ehre, mit 200 Meisterwerken des 20. Jahrhunderts zusammenzuleben. Das Bild von Henri Rousseau mit der nackten Frau unter dem Mondschein (es heißt „le rêve“) ist eines jener Gemälde, die ich gut leiden kann und auch anders herum, obwohl ja auch er mit Öl bestrichen ist. Er verriet mir sogar, dass Henri sehr nach Knoblauch stank, als er an ihm malte. Eigentlich hat man dieses Museum gegründet, weil es damals drei amerikanische Frauen gab. Lillie P. Bliss, Mary Quinn und Abby Aldrich, die im Jahre 1929 – also damals war *ich* noch nicht geboren - ihre Leidenschaft zur Kunst und ihrer Zeit zeigen wollten. Unter anderem war es deren Ziel, der modernen Kunst mehr Verständnis zu geben. Somit bin ich also auch ein Teil der modernen Kunst der heutigen Zeit.

Ein Künstler, der Ellsworth Kelly (New York) heißt, malte ein sehr nettes Bild mit 64 miteinander verbundenen Leinwänden unterschiedlicher Farbe. Dieses Bild erreicht wahrscheinlich den Komplexitätsgrad von mir. Das Gemälde meinte, dass Mr. Kelly einst sagte, „die Arbeit eines einfachen Maurers ist bis auf wenige Ausnahmen wertvoller als die der meisten Künstler.“ Aber was soll ich dann zu Monet sagen, der ja körperlich kein großer Mann war, aber trotzdem ein riesiges Bild zustande brachte, das aus mehreren Leinwänden aneinandergesetzt ist. „Seerosen“ heißt dieses Werk und die Wasserlilien scheinen unheimlich abstrakt. Ihre Größe und ihre Schönheit tauchen mich in eine Welt, in der: Oben und Unten, Nah und Weit, Wasser und Himmel sich vermischen. Was soll ich nun schön finden? Mich selber in meiner

Einfachheit, oder die Komplexität? Oder „soll“ ich gar nichts? Vielleicht variiert doch auch mein ganzer Geschmack mit meiner Laune. Neidisch bin ich zugegebenermaßen tatsächlich, obwohl ich ja Neid verabscheue, weil es die Menschen so hässlich macht. Aber dieses große Bild, das mit so viel Sorgfalt und Energie bearbeitet wurde, hat es einfach viel zu gut. Ich dagegen wurde von irgend einem Handwerker mit kratzenden und kitzelnden Pinseln rot bemalt und beim Trocknen fasst dieser Dummschädel noch so betäubt von seinem Alkoholkonsum auf mich, dass die Fingerabdrücke für immer auf meinem Körper zu sehen sind, wenn denn überhaupt irgendein Mensch so viel Scharfsinn und Genialität besitzt, diese auf meinem Körper zu suchen. Aber schließlich hängen hier und dort ja noch die farbenprächtigen Werke von Vincent van Gogh, z.B. Sternennacht, Pierre Bonnard, Akt im Bad, Duchamp, Picabia, Man Ray, de Chirico, Klee, Magritte, Cézanne, Seurat, Gauguin, Ensor etc... Ich würde mich ja selber nicht um einen roten Holzbalken kümmern.

Vielleicht habe ich eben ein wenig zu viele Künstler aufgezählt. Es ist nicht schlimm, wenn man diese Leute nicht alle kennt. Das liegt nicht an der fehlenden Allgemeinbildung. Bei manchen der genannten Persönlichkeiten ist es ja meiner Meinung nach überhaupt nicht wert, ein Auge auf deren Werke zu werfen, denn sie sind eh nicht alle diese `Genies`, also sollten sie nicht allzu überschätzt werden. In der Kunst verbergen sich viele Wege und es ist eine Sache des Glücks, ob nun ein Werk unter die Flammen einer politischen Bewegung kommt, in einem Mülleimer landet oder in das MoMa gelangt.

Doch wenn ihr nun diesen Text – hoffentlich nicht in allzu großer Langeweile - gelesen habt, dann darf ich doch wohl die Frage stellen, die auch in großer Verbindung mit dem Titel steht und zwar:

**...bin ich ein Kunstwerk?**

# Versinken

Franziska Holzapfel

Kunst ist ein verschwommenes Thema für mich. Ich habe Angst, sie nicht zu verstehen. Ich habe Angst, dass sie mich nicht berührt. Ich habe Angst, dass ich zu unwissend dafür bin.

Ich habe Angst, dass sich mein Bezug zur Kunst nicht ändert. Habe Angst, dass sich beim Betrachten keine Emotionen einstellen und dass es an mir liegt.

Meine Eltern haben mich, als wir bei meiner Oma in Tübingen waren, einmal in eine Ausstellung vom Blauen Reiter mitgenommen.

Ich war ungefähr acht Jahre alt und heilfroh, als wir wieder raus kamen. Ich fand die Bilder ziemlich langweilig und konnte nicht verstehen, wie meine Eltern ewig lange vor einem Gemälde stehen konnten.

Nur eins hat mir ziemlich gefallen, ein Bild, auf dem zwei Katzen waren. Dieses habe ich als Nachdruck gekauft und mir übers Bett gehängt. Ich mag Katzen eben.

Der Raum, den ich jetzt betrete, ist anders.

Es ist, als würde ich in meinen eigenen Bereich eintauchen. Die Ausstellung ist der helle Wahnsinn, Bilder, die ich bisher nur aus dem Kunstunterricht, dem Fernsehen oder von Plakaten kannte, hängen nun dicht vor mir. Die echte Sternennacht. Das riesige Seerosenbild von Monet. All die Leute, die interessiert und staunend durch die Räume wandeln, wie in Träume gezogene Gefangene.

Die Bilder in diesem Raum berühren mich. Alle sind vom selben Künstler. Gerhard Richter. Seine Bilder sehen aus wie Schwarz-Weiß-Fotografien. Ich betrete meinen Bereich. Spüre eine bestimmte Verbindung zwischen diesen Bildern und mir.

Ich trete an das erste Bild heran. Ich möchte wissen, wie er es gemalt hat. Das Bild setzt sich aus Strichen zusammen, Längsstreifen. Es sieht nach Regen aus. Das Gebilde dort rechts könnte ein Hochhaus sein. Daneben ein Straßenschild. Traurigkeit. Einsamkeit. Der Himmel ist düster.

Die Szene erinnert mich an strömenden Regen, der Traurigkeit dazu zwingt, zu zerfließen und sich über eine ganze Stadt auszubreiten.

Hinter mir flüstert eine Frau ihrem Begleiter zu:

„Das ist ja gemalt, keine Fotografie.“

„Ich weiß.“

Ein Mädchen sitzt auf dem Boden, direkt im Raum. Sitzt vor Richters Gegenüberstellungen I, II und III und skizziert die drei Bilder auf ihrem Block. Vielleicht ist sie Kunststudentin. Ja, wahrscheinlich sogar.

Sie hat eine Frisur wie Charlotte Roche, in rot, braun und ein bisschen blond. Aber sie steht ihr. Ihr Pulli besteht aus schiefen schwarzen und grünen Streifen. Sie blickt abwechselnd auf Block und Original, zieht Striche stärker nach, verwischt andere.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich noch habe, aber es ist egal, die Bilder ziehen mich in sich hinein. Oder ich ziehe die Bilder in mich hinein. Vielleicht ziehen wir uns einfach nur an.

Ich versuche, die einzelnen Linien zu ergründen und darin unterzutauchen. Lasse mich gefangen nehmen, ich denke nicht daran, wieder wegzugehen. Jetzt ist hier. Jetzt ist dieses Bild. Und ich.

„So, jetzt müssen wir noch diesen Raum dort vorne durchmachen und die andere Seite.“

Eine Frau mit Businesskostüm. Sie trägt hochhackige Schuhe mit Pfennigabsätzen. Ihre Brille ist blau getönt. Sie trägt Handschuhe mit Leopardmuster. Ihre Haare schulterlang, braun, sehr gepflegt.

Sie dreht sich zu ihrem Mann um, der ihr kleines Kind auf den Schultern trägt.

„Aber Simon hat Hunger.“

Simon jault zur Bestätigung auf.

„Gleich.“

„Gehen wir doch jetzt gleich ins Café.“

„Aber wir müssen das noch durchmachen.“

Ich nehme sie nur aus den Augenwinkeln wahr. Sie reißen mich noch einmal an die Oberfläche, doch ich beginne schon wieder im Treibsand zu versinken.

Seine Bilder sind nie scharfkantig. Sind alle durchzogen, verwischt, weiche Konturen machen die Bilder echter und verträumter. Auch wenn es vielleicht Alpträume sein könnten.

Malwina hat über ein Bild von Picasso geschrieben, das sie fasziniert hat. Picasso fasziniert sie.

Ich habe Angst, dass das nicht meine Welt sein könnte. Dass ich heucheln muss.

Aber diese Bilder sind anders.

Es ist nicht das erzwungene Stehenbleiben, wie damals beim Blauen Reiter.

Es ist nicht so, dass mir ein Licht aufginge, dass auf einmal die Weisheit aller Welt und die Weisheit von Richters Welt auf mein Haupt niederprasselt. Es ist nicht so, dass ich jetzt klarer durch diese verwischten Bilder sehe. Aber irgendetwas ist anders.

Ich bin in diesen Bildern, verstehe die Stimmung. Ich weiß nicht, ob er mir etwas Konkretes mitteilen will durch seine Linienführung, durch seine Punktsetzung, ich weiß nicht, ob dieser kleine weiße Strich inmitten des Schwarzes etwas zu bedeuten hat.

Aber ich fühle etwas. Vielleicht fühle ich mich so wie er, als er es gemalt hat.

Ich versinke weiter in diesem Gefühl von bittersüßer Melancholie, die dieses Bild an mich abstrahlt, lasse mich davon abfüllen, bis ich meine Körperteile nicht mehr spüre.

Ich weiß nicht, ob meine Hand in meiner Hosentasche ist, Jackentasche, ob ich sie einfach hängen lasse. Weiß nicht mehr, ob ich sitze oder stehe, ob die Menschen um mich herum grüne oder blaue Pullis tragen, mir ist egal, ob sich der Wachmann in der Ecke fragt, was ich die ganze Zeit tue.

Ich tauche in die Pinselstriche ein und lasse sie über meinem Kopf schäumend zusammenklatschen, verliere Körper und Zeit, Hunger Durst und schmerzende Füße. Löse mich auf in schwarz-weiße Fäden und verschmelze mit dem Bild.

# Die Vögel nach Aristophanes

Sybilla Hirschhäuser

Ich setze ich hin, schlage das Programm auf und beginne die Inhaltsangabe zu lesen. „Die Vögel. Nach Aristophanes. 414 v. Chr. Zwei Bürger Athens verlassen enttäuscht ihre Heimatstadt.“

Na, das fängt ja schon mal gut an, denke ich, lese aber trotzdem weiter.

„Gläubiger sitzen ihnen im Nacken, die Prozesswut der Athener lässt sie schlecht schlafen, und der Peloponnesische Krieg macht alles noch schlimmer.“

Für mich wird auch alles immer schlimmer. Aristophanes ist schon seit ungefähr 2000 Jahren tot und solche Geschichten über irgendwelche Athener darf ich mir schon im Lateinunterricht die ganze Zeit anhören. Die Athener in diesem Stück gründen natürlich – wie sollte es auch anders sein – einen neuen Staat und zwar mit Vögeln.

Mit Vögeln? Ach ja, natürlich! Vögel können selbstverständlich sprechen. War ja zu erwarten. Ich lege das Programmheft beiseite, werfe einen Blick auf die Uhr und warte darauf, dass endlich das Licht ausgeht und ich mich voll und ganz auf die lieben Athener konzentrieren kann.

Auf einmal sehe ich einen molligen Mann mittleren Alters auf die Bühne kraxeln.

Was soll das denn? frage ich mich, während es im Zuschauerraum des Theaters langsam leiser wird und das Licht gedimmt wird. Der Mann (vermutlich Athener) stellt sich aufrecht hin und beginnt das Publikum zu beschimpfen. Das ist ja komisch! Manche Leute sind schockiert, manche lachen. Ich finde es witzig. „Lass es raus, Junge!“, denke ich und von dem Lachen der anderen angesteckt, muss ich grinsen. Und das ist nicht das einzige Grinsen in diesem Stück.

Die Geschichte setzt sich fort. Ein Vogel nach dem anderen taucht auf und irgendwie habe ich das Gefühl sie alle zu kennen. Mit all ihren Fehlern und Schwächen, und davon haben sie reichlich!

Als der Vorhang fällt und die Pause beginnt, wird mir plötzlich wieder bewusst, dass ich in einem Theater sitze.



Das Stück gefällt mir. Wirklich! Obwohl es um Athener geht, wird dort alles und jeder verarscht, der nicht bei drei auf irgendeinen Baum gesprungen ist. Ich kann es kaum erwarten, bis es endlich weiter geht.

Der Ton der Vögel ist nicht anklagend. Oder sagen wir es so: Man merkt es nicht sofort. Doch wenn ich darauf achte, dann fällt mir auf, dass den Zuschauern und deren Umfeld eigentlich nur ein Spiegel vorgehalten wird. Aber sie erkennen sich nicht darin. Sie sehen nur eigentlich bemitleidenswerte Witzfiguren, über die es sich zu lachen lohnt. Insofern bringt sie das eigene Elend, dass sie in dieser Spiegelung der Realität sehen, dazu, über sich selbst zu lachen.

Als ich das ganz plötzlich bemerke, bin ich überrascht. Ich werde hier veräppelt und alle lachen darüber, also lachen sie über mich. Aber andererseits haben die Menschen es oft verlernt über sich selbst zu lachen. Dabei ist doch die Menschheit und die gesamte Welt urkomisch und ein Witz an sich. Also sollte man über sich lachen und das nicht nur in diesem Stück. Was mache ich also?

Ich lache!

# Die Vögel

Franziska Holzapfel

Vielleicht wäre es einfacher, über „Die Vögel“ von Aristophanes, bearbeitet von Sören Voima zu schreiben, wenn es mir nicht gefallen hätte, weil ich dann sagen könnte, was mir nicht gefallen hat.

Nur trifft das überhaupt nicht zu.

Ich fand es genial, wirklich toll. Ich mochte die ganzen Anspielungen, auch wenn ich mir sicher bin, nicht alle entdeckt zu haben.

Ich würde gerne wissen, wie es sich in einem dieser Vogelkostüme anfühlt. Ob zum Beispiel dieser riesige Hahnenkamm plus Schnabel nicht unglaublich schwer ist.

Ich fand die kleinen, eingespielten Trickfilme absolut genial.

Meine Lieblingsfigur war Dirk der Prediger. Definitiv. Mit seinem orangeroten Gewand, das er sich mühevoll um den dürren Leib gebunden hat und rief „Ich bin erleuchtet worden!“. Den fand ich wirklich spitze. Als er kam, lag ich wirklich schon halb am Boden.

„Die Vögel“ war das erste Stück, bei dem ich mich ernsthaft gefragt habe, ob, wenn man zu laut lacht, auch Ordnungsleute kommen und einem sagen, man solle doch den Leuten gegenüber so fair sein und bitte mal die Klappe halten, damit die auch etwas verstehen.

Wieder entfährt dem Hahn ein gockelartiger, gellender Schrei und er zieht seine angewinkelten Arme ruckartig zurück, dass sie wie kurze Flügel scheinen, dazu streckt er rauflustig seinen Brustkorb heraus.

Während ich mir unter Tränen den Bauch halte und ich mich wieder in kleine Seifenblasen von Kiekern und Grunzern verwandle, brechen auch die Leute vor, hinter und neben mir wieder erneut in Lachen aus. Ich möchte mir am liebsten auf die Oberschenkel schlagen, fürchte nur, dass das dann doch zu laut wäre. Stattdessen kneife ich mich in die Knie, um irgendwo die Energie, die sich mit jeder Sekunde mehr aufbaut, die vom Theater und den Schauspielern auf mich überspringt, abzulassen.

Das klappt nicht und eine weitere Lachsalve verlässt meinen Mund. Alles in mir löst sich in kleine gelbe Funken auf, die mich wie einen Feuerwerkskörper explodieren lassen. Meine Augen sind feucht und tränen. Kleine Tropfen laufen meine Wangen herunter, die ich achtlos mit den Handflächen beiseite wische. Ich sehe mich um. Es geht nicht nur mir so.

Ich fand es gut, dass die Vögel denselben Käse wie Menschen gemacht haben, als sie versucht haben, sich der menschlichen Gier nach Macht entsprechend, sich wie Menschen aufzuführen.

Eigentlich nicht verwunderlich, dass die Machtidee selbst im Stück von einem Menschen stammt.

Führe ich mich eigentlich genauso auf?  
Irgendwo schon.

Gut, ich komme nicht auf die Idee, ein Reich zwischen Himmel und Erde zu installieren und mich anbeten zu lassen, aber das vielleicht auch nur, weil Größenwahnsinn zurzeit in unserer Gesellschaft ein bisschen an Akzeptanz verloren hat.

Aber ein bisschen in abgeschwächter Form?

Wenn ich in die Küche komme und sehe, dass mein kleiner Bruder die Nüsse mampft, die meine Mutter eigentlich zum Kuchenbacken braucht, verleiht mir das eine gewisse Macht.

So wie die Vögel die Herren des Zwischenraums von Himmel und Erde sind, bin ich die Herrin des Zwischenraums von meiner Mutter und meinem Bruder. Ich habe die Möglichkeit, ihn zu verpetzen.

Als Herrin lasse ich mir auch schon mal die Schultasche von ihm hoch tragen.

Ist der Grund für Gier nach Macht immer Faulheit?

Was könnte noch dahinter stecken?

Vielleicht der Wille, etwas nach meinen Vorstellungen zu verändern.

Und mich selbst über andere zu erheben. Zur Herrin zu erheben.

Die Menschen haben sich am Ende halb in Vögel verwandelt.

Die Vögel haben gebügelt, die Wände gestrichen und furchtbar gekrächtzt, wie die eingesperrten Leute zu Zeiten von Big Brother. Haben selbst nach Macht gegiert und ihre Federn an dumme Menschen verkauft, die dachten, sie könnten damit fliegen.

Heißt das dann, dass sich eigentlich nichts verändert? Dass die Rolle des Schlechten und Bösen immer von Menschen oder Menschenähnlichem gespielt wird?

Aber bei aller Kritik, die Aristophanes geübt hat, ist er nie mit erhobenem Zeigefinger auf die Leute losgestürzt. Anstatt zu mahnen und zu drohen, zu schimpfen, zu keifen und eine Tragödie daraus zu machen, schafft er es, all diese Kritik so zu verpacken, dass ich vor Lachen weg breche.

Indem er die Missstände witzig darstellt, stellt er auch klarer dar, dass es tatsächlich Missstände sind. Er stellt sie nicht erst zur Diskussion und zieht über sie her, sondern legt sie fest. Legt sie ironisch fest.

Langsam wird mir klar, dass diese Art zu kritisieren bei mir viel tiefer geht und zum Nachdenken anreizt, als eine kommentierte Tragödie mit festgelegtem Schlussgedanken.

Wenn man mir einen Gedankengang in Bröckchen hinwirft, den ich nachzukauen, nachzudenken und nachaufzufassen habe, langweilt mich das.

Ich denke mir „Oh nee, nicht schon wieder einer von diesen Weltverbesserern!“.

Vielleicht würde ich mich auch gegen die gesamte Kritik sträuben, weil mir ein klitzekleiner Gedanke nicht gefällt.

Wenn ich aber nur den Gedanken- und Kritikanreiz erhalte, kann ich selbst darauf kommen, was Aristophanes ausdrücken und kritisieren wollte.

Am Ende hat Schlauberger noch die Göttin Basilea geheiratet. Das fand ich schön.

Schön griechisch.

# Geliebter Kampf

Sybilla Hirschhäuser

„Naja, was du vorher geschrieben hast, war besser.“ Den Satz habe ich schon oft gehört von den verschiedensten Leuten. Aber immer ist meine Reaktion dieselbe: Fassungsloses Schweigen. Und Unverständnis. Was hat denn das, was ich vorher geschrieben habe mit dem zu tun, was ich jetzt schreibe? Nichts. Alle meine Texte sind unabhängig. Sie sind einzeln zu verstehen und keiner ist besser oder schlechter als ein anderer. Und diese Leute, die so was sagen und meine Texte kaltblütig miteinander vergleichen, Worte abwägen und regelrechte Urteile fällen, die kann ich auf den Tod nicht ausstehen. Es macht mich so wütend. Ignorante Besserwisser sind das. Die sollen sich erstmal selbst hinsetzen und das tun, was sie lieben. Und dann sollen sie sehen, wie es vor ihren Augen zerrissen wird, wie etwas davon zerstört wird. Sie sollten sehen, was ich dabei empfinde.

Immer, wenn schreibe, bin ich wieder ganz am Anfang. Ich stehe auf dem Startfeld und muss alles wieder neu lernen. Ich kann alles wieder neu erfahren und entdecken. Es ist immer neu - anders als es vorher war. Während ich etwas schreibe, habe ich das, was ich früher geschrieben habe, vergessen. In diesem Augenblick existiert es einfach nicht mehr.

Und jedes Mal ist es wieder schwierig. Schwierig den Weg zu finden. Schwierig sich zu offenbaren. Weil ich ein Stück von mir aufs Papier bringen will und zwar unverfälscht. Ich will es genau so aufs Papier bringen, wie es wirklich ist, ganz genau so, wie ich es empfinde. Und es ist schwer für ein bestimmtes Gefühl genau das Wort zu finden, das sich für mich richtig anhört und genau das beschreibt, was ich sagen will. Manchmal ist es so schwer, dass ich daran zu zerbrechen drohe.

Es ist eine Herausforderung. Es ist eine große Herausforderung, die Idee, die mir in einer einzigen Sekunde in der U-Bahn kommt, ausgelöst vielleicht durch irgendein Plakat, diese Idee dann auszuleben, mit ihr zu spielen, sie zu strecken und zu dehnen und sie schließlich aufzuschreiben.

Manche Ideen kann ich auch nicht verwirklichen. Vielleicht, weil es zu viele sind. Ich muss sie vorüberziehen lassen. Ich muss sie loslassen, einfach loslassen. Als würde ich mich am Beckenrand eines Schwimmbeckens festhalten, mit nassen, glitschigen Händen an dem kalten Stein, der durch die umherplätschernden Leute immer wieder vom Wasser überspült wird und schließlich, ja schließlich rutsche ich ab. So ist es mit den Ideen. Ich kann sie nicht alle festhalten. Und das tut mir weh, weil ich Angst habe, dass sie nie wieder kommen. Oder, dass der Ideenvorrat irgendwann verbraucht ist und ich ihn nicht voll ausgeschöpft habe. Dabei ist es gar kein Vorrat in dem Sinn. Es ist einfach ein Strom, ein Fluss aus Ideen und Einfällen, der unerschöpflich ist. Durch alles, was ich erlebe, erfahre, durch alle Ideen, die ich verwendet habe, wird er angetrieben. All das ist Material, das in den Fluss eintaucht und bei mir vorbeikommt. Es wird nie aufhören, denn der Ideenreichtum ist immer da. Er baut sich auf, auf den einen Einfall folgt der nächste. Es ist nicht leicht das zu erkennen und vor allem es nicht zu vergessen. Wie oft kralle ich mich an eine Idee, nur weil ich sie eben habe, ohne zu sehen, dass ich sie eigentlich nicht gebrauchen kann.

Jede der ungeschriebenen Geschichten ist eine Träne wert. Und vielleicht war ja eine dabei, die bewirkt hätte, dass alles, was ich danach geschrieben hätte, den Zuhörern nur ein „Das andere hat mir besser gefallen“ abgezwungen hätte.

Vielleicht hätte...vielleicht wäre...Ich hasse solche Gedanken. Aber ich mag sie auch irgendwie. So wie eigentlich das meiste am Schreiben. Alles, was ich daran liebe, das hasse ich auch daran. Es ist ein dauernder Widerspruch, abhängig von Gefühlen, Launen oder dem Wetter.

Ich liebe es vor einem leeren Papier zu sitzen und noch alle Möglichkeiten offen zu haben. Ich liebe es das Papier auf dem Tisch hin und her zu schieben, während ich ungeschriebene Wörter in den Zeilen sehe. Ich denke mir Geschichten aus, verweile bei Details, ich tobe mich aus in meinen Gedanken, nehme ein bisschen hiervon und ein bisschen davon, bis der Mix stimmt und ich beginne das gewisse unerklärliche Etwas zu fühlen. Nur, als Kribbeln im Bauch vielleicht, oder in den Fingerspitzen. Ich liebe das.

Und genau deshalb ist es so schlimm für mich, wenn jemand sagt, dass ihm eine andere Geschichte von mir besser gefallen hat. Weil ich bei jeder Geschichte dieses Gefühl habe und weil in jeder Geschichte ein Stück von mir steckt. Ich kann sie nicht objektiv betrachten, wie sollte ich denn? Ich fühle mich verletzt, wenn jemand meine Texte gnadenlos verletzt. Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Ich kann Kritik vertragen. Wenn es Kritik ist. Ich kann es nicht vertragen, wenn es zu schnell ausgesprochener gedankenloser Mist ist. Denn auch ich bin oft unsicher. Auch ich erkenne nicht immer, was gut oder schlecht ist.

Ich hasse es vor einem leeren Papier zu sitzen und keine Richtung zu haben. Die unendliche Weite einer DinA4 Seite erscheint mir riesiger als alles andere. Und diese Seite zu füllen ist für mich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber das nervöse Ruckeln am Papier macht alles nur noch schlimmer.

Ich liebe es eine Geschichte fertig zu schreiben. Die Tinte noch nicht mal ganz trocken, liegt endlich etwas vor mir. Etwas Handfestes. Etwas zum Anfassen. Etwas, dass ich mit allen Sinnen erfahren kann. Ich kann das Papier fühlen, ein bisschen rau ist es. Ich kann die Schrift sehen. Ich kann die Erlebnisse, die Geschichten immer wieder von neuem fühlen, kann sie schmecken und hören in meinem Kopf. Ich erlebe längst vergangene Augenblicke immer und immer wieder. Wenn es mir schlecht geht, kann ich mich darin verkriechen, in meinen Erinnerungen, kann sie fühlen und sehen, hören, riechen und schmecken. Ich schmecke sie, ja.

Und ich hasse es, das letzte Wort einer Geschichte zu schreiben. Weil etwas abgeschlossen ist. Es ist fertig. Es kommt nie mehr zurück. Nie mehr. Es ist weg. Ein plötzlicher Abschied. Von der Euphorie berauscht mache ich den letzten Punkt...und stürze ab. Es ist Abschied von Gefühlen, von Charakteren, von mir selbst. Ich muss von mir selbst Abschied nehmen. Das ist grausam. Als ob mir das Herz herausgerissen wird. Eine unendliche Traurigkeit, die kaum zu ertragen ist und deren Ende in diesem Moment für mich ungreifbar ist.

Es ist ein Kampf. Schreiben ist ein Kampf. Ein Kampf gegen mich selbst. Ein Kampf gegen einen Unbekannten, der dennoch in meinen eigenen Reihen steht. Ein Miteinander und Gegeneinander mit undurchschaubarer Taktik.

Mein geliebter Kampf.

# Über des Menschen Glück, schreiben zu können

Yue-Ying Wu

Es ist durchaus ein langer, schwieriger Weg!

Der Weg, den ein Gedanke mühsam zurückgelegt, bis er durch die Nervenstränge des Gehirns, der Arme und schließlich auch noch der Hand auf das Blatt Papier kommt. Seine Eltern oder Erzeuger sind natürlich das schlaue Köpfchen des Menschen. Am Anfang mag das Gefühl wie ein trügerisches Tier sein: Der Gedanke ist wie ein Blitz, ein geladener Geist und so mächtig, wie er als rohes Ding im Schädel herumhaust. Er läuft – manchmal bevor er dazu reif genug ist - los und macht sich auf den Weg zu seinem Ziel: Das unbeschriebene Papier, das ungeduldig daliegt und ständig sagt: „Verdammt und zugenäht, kannst du dich nicht einmal beeilen, du schusseliger Dummkopf – du Narr... Mein Rücken juckt und will vom Bleistift gekratzt werden – törichtes Geschöpf!!“ Oh – Drama!!! Denn wie es das Schicksal möchte, ist es dem armen kleinen Geistesblitz nicht möglich sofort zu laufen, denn er ist nackt!! Erst muss dieser bekleidet werden von vielen Wörtern, die ihn ausschmücken und die sein Wesen nicht allzu entblößen, aber doch auf indirekte Weise präzise skizzieren. Wie hart doch das Leben ist! Wie soll es denn möglich sein, ein so komplexes Ding voller Formen, Farben, Kontraste... Wie kann es möglich sein, solch eine Ambivalenz hervorzupressen.

Aber man will es versuchen! Man will es versuchen...

Der Gedanke macht sich auf den Weg. (Von wegen, der Weg ist das Ziel! Welch eine stumpfsinnige Person hat das nun wieder behauptet?)

Und nun beginnt das Geheimnis des Schreibens. Kämpfen muss der arme kleine Gedanke, der vielleicht eine Emotion ist, eine physikalische Idee... Entkräftet wird er vom Stift auf das Papier aufgeschrieben. Oftmals ist die Magie, die bunte Farbe durch den langen Weg verloren gegangen. Das Produkt liegt auf dem Blatt Papier wie ein abgenutzter Pullover. Es kann aber auch anders sein – sicher! Aus einem hässlichen Entchen am Anfang wird durch Umformungen ein Schwan, der stolz seine prächtigen Flügel im Winde zeigt. Jeder Gedanke durchläuft vom Schädel bis zur Bleistiftspitze eine Metamorphose, manchmal in etwas unglücklicher Weise. Pessimistisch gesehen, auch niemals anders herum! (Trotzdem wird diese Hypothese aufgestellt).

Trotzdem ist es ein Glück für den Menschen, Kleidung für einen Gedanken zu besitzen. Aber fest steht, dass auch ein Mensch, der die herrlichsten Wörter besitzt, die Macht haben muss, sie im richtigen Moment und in der angemessenen Mixtur einzusetzen. Schade ist es, wenn die Kleidungsstücke gelangweilt in der hinteren Ecke des passiven Gedächtnisses hocken und niemals zum Einsatz kommen – dabei hat es so lange gedauert, sie zu erwerben. Wir reden vom Schreiben!!

Das Schreiben... ist kein „du musst“. Das Schreiben ist ein Einfaches „du kannst...“. Es ist ein großes Tor in unserem Inneren, das geöffnet werden darf. Was verbirgt sich nun dahinter? Hinter diesem verschlüsselten Geheimnis? Das

sollte jeder selber herausbekommen. Aber es bedarf des Mutes, der Disziplin, der ständigen Arbeit das Unsichtbare sichtbar zu machen. Das Kleine als Großes zu sehen. Aber es ist – so gut beschreibbar wie die Farbe der Luft – eine Welt der leisen Entdeckungen.

Schreiben ist ein Materialisieren des Inneren. Es ist da für Gefühle, Eindrücke, Einbildungen, abstrakte Belange... Es betont das Gedachte. Wie oben schon ausschweifend beschrieben worden ist: Das Gedachte kann auf Papier eine völlig andere Form annehmen. Aber es heilt. Es heilt die inneren Wunden, weil sie manchmal so schmerzen, da ich, du, er, sie, es, wir, ihr, Sie diesen nur verschleiert vor uns sehen.

Was für ein glücklicher Moment ist es, wenn die Zuhörer oder Leser sich der geschriebenen Worte bedienen? Wenn Tränen aus den inneren des Herzens hervorgehört werden? Das innere Zappeln bei einer spannenden Stelle und das Pochen des Schädels bei einem gruseligen Abschnitt. Die Sprache ist dazu fähig. Und wir Menschen auch! Jeder kann gut schreiben. Muss man oder frau dazu ein 2. Goethe sein, oder ein Ebenbild von Shakespeare? Gefühle hervorrufen kann der Mensch, der wahrnimmt, verarbeitet, in sich horcht und ein inneres Lächeln bei sich hat. Und da gibt es den armen Menschen, der sich nicht bewusst ist, was für ein Potenzial in ihm steckt! Wir haben es ihm eingeredet. Die Außenwelt hat dafür gesorgt, ihm Eigenschaften zu zuschreiben, die das Ursprüngliche verdecken. Das Gute liegt im Schreiben, im Ausdrücken.

Schreiben ist das Symbol des Teilens. Wir teilen miteinander eine spezielle Art von Geheimnis und solche Geheimnisse müssen immer geteilt werden. Sonst stirbt diese Art im Inneren des Menschen, der zu egoistisch ist, um sie anderen Menschen zu schenken.

Indem wir Schreiben, erweitern wir unser Glück und wir schenken, ohne zu nehmen.

# Rundschau

Franziska Holzapfel

Ich sitze in der Klasse. Herr Tannmann gibt sich nicht einmal die Mühe, uns Wirtschaft näher bringen zu wollen. Er überschüttet uns mit staubigen Sätzen mit bedeutungslosen Wörtern - wie unendliche Schneeflocken aus Frau Holles Federbetten.

„Die anderen sind nicht normal“, denke ich mir.

Ich lasse meinen Blick schweifen.

Irgendwo hat jeder in dieser Klasse etwas, das er am Liebsten fest einschließen und danach den Schlüssel dafür im tiefsten See versenken möchte.

Irgendwie hat jeder sein Geheimnis.

Mein Blick fällt auf Max.

Als ich ihn kennen lernte, habe ich mich gefragt, wie ein Mensch nur so langweilig, poseurhaft und nichts sagend sein kann. Einer von diesen Leuten, die einen auf interessant und cool machen, aber in denen mehr heiße Luft steckt, als in einem Heißluftballon.

In Wirklichkeit ist er aber vielleicht nur... Meine beste Freundin Maria würde ihn eine arme Sau nennen.

Er erfindet Freundinnen und sexuelle Begegnungen in Ungarn. An manchen Morgen steht er auf, und auf dem Frühstückstisch liegt einsam ein Zettel, neben einem Brötchen, einem Toast und Erdbeermarmelade.

„Sind in Ungarn, viel Spaß in der Schule, Essen für diese Woche in der Tiefkühltruhe, Kuss, Mama.“

Mein Blick wandert weiter - bleibt am Papierkorb hängen. Ich denke an Jan. Den Jungen mit den Rehaugen und seit neuestem der BWL-Frisur. Neidlos erkenne ich, dass er der hübscheste Junge ist, der mir je unter die Augen gekommen ist.

Rückblick letzten Freitag. Café Hinkofer. Jan und ich auf der Bank.

„Weißt du, dieses Gefühl, hattest du das schon mal?“, fragt er mich. Seine Stimme wird leiser. Ich versuche, ihn zu verstehen. Nicht noch einmal nachfragen zu müssen. Denn dieses könnte dazu führen, dass er, wie so oft, abwinkt und das Thema wechselt. Zu etwas Belanglosem. Die besoffenen 13jährigen vor unserer Nase.

Im Hintergrund spielt die Schülerband so laut.

„Welches Gefühl“, frage ich.

„Das Gefühl einschlafen und nicht wieder aufwachen zu wollen.“  
Verdammt Mist. Ich habe Angst um ihn.

Ich umarme ihn, drücke ihn fest und weiß, dass ich mit nichts, was ich sagen würde, erreichen kann, dass es ihm besser geht.

Frage ich ihn, wie es ihm geht, sagt er „durchwachsen“.

Frage ich ihn, was los ist „ich will nicht drüber reden, das führt zu nichts“.

Irgendwo gibt es immer jemanden, der meint, mehr zu wissen. Und von diesem irgendwo höre ich, dass er Stress mit dem neuen Freund seiner Mutter hat. Sein Vater ist gestorben, als er 14 war. Jemand fragte ihn, wieso er auf die Ganztagschule in Metten geht. Mit ausdruckslosem Gesicht sagte er, dass einige Eltern einfach froh sind, ihre Kinder nicht den ganzen Tag ertragen zu müssen und sich selbst mit der fadenscheinigen Begründung abspeisen, dass ihre Kinder dort bessere Bildung erhalten.



Er lernt Latein und Altgriechisch. In seiner Freizeit liest er am liebsten griechische Sagen.

Um 19.00 Uhr schaut er jeden Tag „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“.

Eine Bank hinter mir Sarah.

Sie zeichnet gedankenverloren Strichmännchen auf ihr Blatt.

Herr Tannmann denkt, sie würde sich Notizen machen und wird ihr nach der Stunde eine Eins in Mitarbeit eintragen.

Das Mädchen, das mir erzählt hat, es würde die Rasierklingen und den Abschiedsbrief sicher irgendwo aufbewahren. Für schlechte Zeiten.

Das Mädchen, das ich nie begriffen habe und das ich über ein Jahr mehr wollte als irgendetwas anderes.

Letztes Weihnachtskonzert. Wir alle im Schulchor.

Sie erzählt, ihre Mutter würde heute zusehen. Ihre Augen leuchten.

Ich mache „aha“, denke mir „ist doch nichts Besonderes, meine Eltern sind jedes Jahr da“.

Nach der Aufführung. Sarah steht dort irgendwo in der Menge. Sieht zum Ausgang.

Nachher höre ich sie leise fluchen. Das Leuchten ist längst verglimmt. Mit kalten Augen sagt sie zu mir „das macht sie jedes Mal. Verspricht es und kommt nie.“

Von den bösen Zungen des Nachbardorfes hört man, ihre Mutter habe Verhältnisse mit sonst wem.

Sarah liebt ihre Mutter abgöttisch.

Von ihrem Vater sagt sie nicht viel. „Er ist mir egal. Ich interessiere ihn nicht. Er ist nie da.“

Eine Reihe neben mir.

Oliver.

Er sitzt alleine. Er spricht nicht. Wenn er von den Lehrern dazu gezwungen wird, dann nur ganz leise.

Er hat strohblondes Haar, ein scharfkantiges Gesicht und blutrote Lippen. Seine Brille hat große Gläser, aus denen seine Augen nur blickleer in die Welt sehen. Er ist zu groß dafür, dass er sich immer klein machen möchte.

Im Skilager haben wir versucht, ihn einzubinden. Haben Karten mit ihm gespielt. Er antwortete mit einem scheuen Lächeln. Das einzige Mal, dass ich ihn habe reagieren sehen.

Bei einer Theateraufführung kommt er zur Sprache.

Es gibt verschiedene Varianten. Sein großer Bruder wurde mit dem Traktor überfahren. Manche sagen, sein Vater wäre gefahren. Andere sagen, er selbst sei es gewesen. Er war 11 Jahre alt.

Ich betrachte meine Handflächen.

Herr Tannmann ist beim Inlandsprodukt.

Wortfetzen lassen sich kurz auf meinen Gedanken nieder, werden von anderen Gedanken sofort weggewischt. Eine talgige Schicht hat sich dort angesetzt.

Ich fahre die Linien meines Handtellers nach. Sehe Rafael, der abwesend in der Klasse umherblickt.

Auf einmal treffen sich unsere Blicke.

Was er wohl meint, über mich zu wissen?

# Zweifel

Franziska Holzapfel

„Guten Tag, mein Name ist Joachim Walters und ich schreibe für die Zeitschrift  
„Schreiben, Lesen, Wissen, was ist“.“

Der Mann, um die 28 Jahre alt, gibt mir die Hand – ein kräftiger Händedruck – und wir betreten das Restaurant.

Unsere Mäntel werden abgenommen und wir werden zu unserem reservierten Platz geführt.

Das Menü ist bereits vorbestellt, wir erhalten eine kleine Karte aus handgeschöpftem Papier, auf dem mit blauen Lettern steht, was wir heute essen werden. Die Hälfte davon sind französische Wörter.

Ich drehe bedächtig den Salzstreuer zwischen meinen Händen. In meinem Bauch grummelt ein ungewisses Gefühl vor sich hin. Brodelnd, als würde ich wie eine Raubkatze auf dem Sprung sitzen.

Nur – beobachte ich oder werde ich beobachtet?

Normalerweise kenne ich dieses Gefühl nur vom Schwimmen. Beim ersten Eintauchen in das kühle Nass des Schulschwimmbads wache ich auf. Gedanklich und körperlich.

Mir wird alles viel klarer und ich kann viel besser hindurchsehen.

Kennt ihr das auch?

Langsam dämmert mir alles. Ich wache auf.

Irgendetwas schwebt in der Luft. Ein seltsames Gefühl, vielleicht merke nur ich die Strahlen, die davon ausgehen, vielleicht habe ich es auch in die Luft geschossen, um die Situation von außen zu überblicken.

„Ääähm... Dann woll'n wir mal, ne?“

Der Journalist nimmt einen tiefen Schluck aus seinem Wasserglas – es ist stilles Wasser. Er schaltet das Diktiergerät ein, legt es neben den Teller, auf dem sich appetitlich angerichtet Sellerie, Ruccola und Radieschen zur Vorspeise formieren.

„Stört Sie nich', wenn das nebenherläuft, ne?“

Er beginnt, von seinem Sellerie kleine Scheibchen abzusäbeln.

„Also, wie sind Sie hier nach Berlin gekommen? Erzähl'n Sie mal.“

„Ahm, ich bin hier auf Autorenreise mit der Eckenroth-Stiftung.“

„Wie sind Sie zur Eckenroth-Stiftung gekommen?“

„Ich habe“, ich überlege kurz, „2002 in einem Wettbewerb gewonnen, und bin seither im Förderprogramm für junge Autoren.“

„Und wie fühlen Sie sich dabei?“

„Ein bisschen seltsam.“

Ich versuche, mich an meinem Salzstreuer festzuhalten. Ich hefte meinen Blick an einen kleinen Leberfleck über seiner linken Augenbraue. Er versuchte wohl, seine Haare darüberzukämmen, doch die Spitzen kräuseln sich und geben den Blick auf den Fleck frei.

„Wie seltsam?“

Ich versuche, nicht über diese Zweifel nachzudenken.

„Naja, ich stelle mir schon ab und an mal diese Frage, ob es das Richtige für mich ist.“

„Wieso diese Zweifel?“

„Ich kann nicht genau sagen, ob die Eckenroth-Stiftung mich auch so sieht, wie ich bin. Weil ich selbst nicht einmal sagen könnte, wie ich bin. Und dazu kommt dann die Angst, gewisse Erwartungen nicht erfüllen zu können.“

„Wieso das?“

„Hmm.. Ich hatte das schon öfter. In meinem eigenen Territorium, da war das okay. Aber jetzt hab ich mich rausgewagt. Ich sitze nicht mehr irgendwo in Geiersthal, einem Dorf von 1500 Einwohnern, sondern in Berlin. Und Berlin ist Herausforderung. So wie das ganze Programm der Eckenroth-Stiftung Herausforderung ist.“

Sag mal, interessiert das den denn überhaupt? Wieso fragt der mich nicht irgendetwas Durchschnittliches? Ich fühle mich leicht aus dem Konzept gebracht. Vielmehr merke ich jetzt, dass ich überhaupt keines habe.

Als hätte ich eine knifflige Aufgabe gestellt bekommen und keinerlei Ahnung, wie ich auf die Lösung kommen soll.

„Gefällt Ihnen das nicht?“

„Doch, unglaublich sogar, aber manchmal hab ich eben doch Angst, es nicht zu schaffen. Und danach viel tiefer zu fallen, als ich geglaubt hätte. Ist doch klar, wenn ich für meine Schülerzeitung etwas schreibe und jemandem gefällt das nicht, dann kann ich das verschmerzen. Wenn ich etwas für eine größere Zeitung schreiben würde und hätte danach Beschwerdebriefe von 200 Leuten auf dem Schreibtisch ist das eine andere Sache. Je mehr Publikum ich habe, desto mehr Leute sind darunter, denen das nicht gefällt.“

Ich blicke nervös im Restaurant umher. An der einen Seite ein roter Wandbehang über dem kleine Lichterketten angebracht sind, die das Zimmer mit dämmerigem Licht leise überfluten.

Ich sehe wieder auf Walters. Auf seinen Leberfleck.

„Und haben Sie denn etwas, woran Sie sich halten können?“

„Das ist ja eines der Probleme. Ich kann mich am Schreiben festhalten. Das mache ich gerne, und wenn ich schreibe, dann fühle ich alles verstärkt. Egal, ob ich mich verletztlich oder stark fühle, ob ich mich geliebt oder ungeliebt fühle. Als wäre das Schreiben eine Art Mikrofon, das ich an meinem Körper ansetze und bei dem jede Faser ihr Gefühl hinausbrüllen darf.“

Außerdem kann ich mir dadurch meine eigene Welt aufbauen. Wenn ich geliebt werden will, dann kann ich mir das Gefühl erschreiben. Wird eine Person in meiner Geschichte geliebt, dann geht das auf mich über. Wenn ich Lust auf Strand und Sand zwischen den Füßen habe, dann lasse ich meinen Protagonist bis zu den Knöcheln im Mittelmeer stehen.“

Der zweite Gang besteht aus Rehnüsschen und blanchiertem Gemüse.

Was war nochmal blanchiert? Nicht tranchiert, tranchieren macht man doch beim Truthahn, oder?

Bilder von Truthahnschlegeln wie aus den Weihnachtsfolgen amerikanischer Familienserien tauchen vor meinem geistigen Auge auf.

Was auch immer es ist, es kommt, sieht sehr gut aus und schmeckt auch so.

„Um auf das Schreiben als Halt zurückzukommen, was ist das Problem daran?“

„Das Problem ist, dass es genau das ist, was von mir gefordert und an mir gefördert wird.“

Und wenn das kritisiert wird, was habe ich dann, was mich hält?

Was ist, wenn ich mich nicht weiterentwickle, wenn ich stehen bleibe und nur noch die Staubwolke der anderen sehe?

Als Kind wollte ich Schauspielerin werden. Gott! Schauspielerin!“

Ich kann ein wehmütiges Grinsen nicht unterdrücken.

„Was ist, wenn ich merke, dass der Traum vom Schreiben genauso voller Watte und leerem Schaumstoff ist, wie der, auf der Bühne zu stehen?“

„Und wieso können Sie sich nicht vollständig in ihre eigene Welt zurückziehen? Wieso können Sie sich nicht einfach nur von dem erschriebenen Gefühl ernähren und auf alle anderen Personen pfeifen, die Sie daran hindern wollen?“

Ich nehme einen tiefen Schluck aus meinem Wasserglas – es ist sprudelndes Wasser. Das gibt mir einen Moment, um nachzudenken. Nachgedacht habe ich darüber schon oft, aber wie vermittele ich ihm das?

Ich versuche es.

„Das ist wohl der gleiche Grund, der es bei allen Menschen ist, die davon träumen und es letztendlich nicht tun. Ich hänge noch zu sehr an der anderen Welt.“

Vielleicht weil dort alles ein klein bisschen realer ist. Und ich hoffe, eines Tages beide Welten vollständig haben zu können. Wenn ich auf eigenen Füßen stehe, selbst über mich bestimmen kann. Ich hoffe, die eine Welt eines Tages in der anderen entdecken zu können. Dafür arbeite ich.“

„Und was wäre die Lösung?“

„Ich weiß es nicht... Ich warte.“

Ein hilfloses Lächeln entfleucht mir.

„Bis ich gut genug bin.“

Bis ich die Welt entdecke.

Aber bis dahin...“

Ich knete meine Finger und knibbele an meinen Fingernägeln. Oje, wenn meine Mom das jetzt sehen würde.

Ich nehme wieder den Salzstreuer in meine Hände und drehe ihn nervös hin und her. Blicke auf den Leberfleck, wieder weg. Sehe ihn wieder an, sehe weg.

„War das schon immer so? Diese Zweifel, dieses Suchen?“

„Vielleicht hab ich es verdrängt. In letzter Zeit ist es eigentlich besser geworden. Ich habe mehr Selbstbewusstsein bekommen. Aber dann gibt es wieder diese Momente, in denen ich mich fühle, als würde ich ins Schwimmbassin eintauchen.“

Denn ich wache nicht nur auf im Wasser, es ist auch gleichzeitig immer dieses sprudelnde, säureartige Gefühl in meiner Nase, das auf- und abhüpft und brüllt „Du ersäufst gleich, du ersäufst gleich!“

Erdbeer-Ricotta-Parfait. Ein grünes Minzblatt an der Seite auf einem schwarzen Teller, der mit Puderzucker dekoriert ist.

Was soll ich ihm denn anderes sagen? Ich fühle mich wirklich, als würde ich platschend im Wasser herumstrampeln, darauf wartend, dass mir jemand Rettungsringe zuwirft. Dass ich Angst davor habe, dass die Eckenroth-Stiftung aus irgendeinem Grund erkennt, dass ich doch nicht passend bin, dass irgendwas fehlt oder zuviel ist.

Ich stelle den verdammten Salzstreuer hin.  
Ich versuche, das schwummrige Gefühl zu verscheuchen und vertreibe den imaginären Geruch nach Chlor aus meiner Nase.  
Der Leberfleck grinst mich an.

---

## Schreibtalente – Wettbewerb und Förderprogramm

für Mädchen und Jungen zwischen 10 – 14 Jahren

Ausschreibung im Januar

Einsendeschluss im Mai

5 hochkarätige Juroren wählen die 10 Besten

### Der Wettbewerb

2005	Rheinland Pfalz und Thüringen
2004	NRW
2003	Baden Württemberg
2002	Bayern
2001	Saarland / Internate bundesweit
2000	Berlin / Brandenburg
1999	Hessen
1998	Rheinland Pfalz – Start nach 4 Jahren Vorbereitung

---

### Das Preispaket

- Veröffentlichung der Geschichte in der Homepage der Stiftung
  - Preisträger/innen lesen ihr Werk auf der Buchmesse/Frankfurt
  - 2 Tage Basis - Schreibkurs
  - 1 CD-Rom mit englischen Funstories
  - Besuch im Goethe - Haus, Frankfurt
  - Erster Lorbeerzweig
  - festliche Preisverleihung
  - Aufnahme in das Förderprogramm
  - 50 €
- 

### Das Förderprogramm

- Regelmäßiges Schreibtraining in Eckenroth
- Hausaufgaben
- Erlebte und erfundene Geschichten
- Authentisches Schreiben
- Erster Entwurf und Überarbeitungen
- Der Wert des Schreibens
- Methode, Systematik, Struktur
- Inspiration
- Konstruktive Kritik als *Feed - Back*
- Theater/Film/Fernsehpraktika
- Autorenreisen
- u. v. m.

GRÜNER LORBEER JÜNGSTAUTOREN  
THEATER LORBEER THEATERAUTOREN  
FUTURE LORBEER DREHBUCHAUTOREN

**ECKENROTH**  
STIFTUNG

---

**Wer mit uns in die Kultur investiert ,  
fördert die sozialen Lebensbereiche!**

ECKENROTH STIFTUNG für Medienkultur  
gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts seit 1993

soonwaldstr. 4  
55444 eckenroth

Postfach 125 55438 Stromberg  
[www.eckenroth-stiftung.de](http://www.eckenroth-stiftung.de)

Sekretariat Helga Bieser  
fon 06724 8400  
fax 06724 1219

e-mail [eckenroth-stiftung@t-online.de](mailto:eckenroth-stiftung@t-online.de)

---

GRÜNER LORBEER:  
Madeleine Lienhard, Projektleitung fon 0171 5469925  
Katja Baumgärtner, persönlicher Referent fon 016097931985